

Dialog in der Pflege

Zur Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung
von Menschen mit schwersten Behinderungen



Aus Chaos wird Ordnung

- vom mühsamen Weg,
dem Leben Sinn und Struktur zu geben



Mein Kind hat nichts gemerkt

Suchtmittelabhängige Mütter und ihre Kinder

Dokumentation der Fachtagungen
in den Arbeitsfeldern
Behindertenhilfe am 3. Juni 2004
und Suchtkrankenhilfe am 24. Juni 2004
anlässlich des 155-jährigen Bestehens
der Martha Stiftung

Herausgeber:



MARTHA STIFTUNG

...seit 1849 im Dienste der Diakonie

Inhalt

Vorwort	3
Dialog in der Pflege Folien zum Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Praschak	4
Aus Chaos wird Ordnung Vortrag von Prof. Dr. Axel Denecke	21
Mein Kind hat nichts gemerkt! Vortrag von Gabriele König	36

Vorwort

Aus Anlass ihres 155-jährigen Jubiläums veranstaltete die Martha Stiftung für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für Freunde und für Förderer in ihren drei Arbeitsbereichen Vortragsveranstaltungen, um neue Entwicklungen aufzuzeigen und Hintergründe der Arbeit auszuleuchten. In diesem Heft veröffentlicht der Vorstand die Vorträge, die in den Bereichen Behindertenhilfe und Suchtkrankenhilfe gehalten wurden, um den Teilnehmern das Nachlesen zu ermöglichen und denen, die nicht teilnehmen konnten, Zugang zu den Vortragstexten zu geben.

Professor Dr. Wolfgang Praschak, Lehrstuhlinhaber für Körperbehindertenpädagogik an der Universität Hamburg, referierte über das Thema „Dialog in der Pflege“. Da er frei und an der Praxis orientiert referierte, konnte er uns leider nur die von ihm verwendeten Folien zusammen mit einigen Randnotizen als Dokumentation zur Verfügung stellen. Dennoch kann der Leser einen Eindruck davon gewinnen, welche praktischen Konsequenzen für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit einer schwersten Behinderung der Wandel von einer defizitorientierten zu einer kompetenzorientierten Förderung hervorbringt. Mit den Kompetenzen zu arbeiten, sie zu erkennen und sie zu fördern, zu bestärken und auszubauen, hat für die mit den Kindern Arbeitenden zur Voraussetzung, die eigenen Maßnahmen, Vorstellungen und Einstellungen ständig im Sinne dieses Grundsatzes zu überprüfen: „Pädagogik ist die Kunst, zum richtigen Zeitpunkt die Finger aus dem Spiel zu lassen“.

Professor Dr. Axel Denecke, der frühere Hauptpastor von St. Katharinen, hielt im Sucht-TherapieZentrum einen Vortrag zum Thema „Aus Chaos wird Ordnung. Vom mühsamen Weg, dem Leben Sinn und Struktur zu geben“. An der Schöpfungsgeschichte im ersten Buch der Bibel erläuterte er die Probleme und Chancen für einen Weg zu einem (wieder) geordneten Leben, wobei die Suchttherapie nur ein „Fallbeispiel“ war. Die Perspektive des Theologen ermöglichte neue Einblicke, machte Zusammenhänge deutlich und gab Anstöße, die fruchtbar werden können. Aus dem mühsamen Weg des Ordnungschaffens und der Sinnggebung soll ein mutiger Weg werden, „weil dahinter die Hoffnung steht, dass es sich lohnt, an sich zu arbeiten“.

Nach Professor Denecke gab Gabriele König, die Leiterin der komplementären Dienste im SuchtTherapieZentrum, einen Bericht über die wichtige Arbeit mit Müttern und ihren Kindern im Nachsorgezentrum des STZ in Lokstedt. Wir gewinnen dadurch einen Einblick in diesen besonderen Abschnitt der Therapiekette, der ein deutlicher Schwerpunkt der Nachsorgearbeit geworden ist.

Der Vorstand der Martha Stiftung möchte mit der Dokumentation einen Beitrag zur nachhaltigeren Wirkung der Jubiläumsveranstaltungen, die in diesem Jahr einen besonderen Charakter haben, leisten. Er lässt sich dabei von der Hoffnung leiten, dass die durch die Vorträge gegebenen Anstöße Einfluss auf die Arbeit in den Einrichtungen der Stiftung gewinnen können.



Gert Müssig
Vorsitzender der Martha Stiftung

Wolfgang Praschak

Dialog in der Pflege

**als Grundlage der
Persönlichkeitsentwicklung von
Kindern und Jugendlichen mit einer
schwersten Behinderung**



Prof. Dr. Wolfgang Praschak, Inhaber des Lehrstuhles für Körperbehindertenpädagogik an der Universität Hamburg, bei seinem Vortrag in der Einrichtung für Menschen mit Behinderungen DER ERLENBUSCH am 3. Juni 2004

Der Vortrag wurde ohne Manuskript in freier Rede gehalten. Wir dokumentieren deshalb den Inhalt nur durch die von Prof. Praschak verwendeten Folien* und seinen dazugehörigen Notizen.

* Zur besseren Darstellung in Graustufen wurden die Folienfarben verändert.

Gliederung

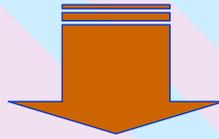
1. Der Wandel der Erziehungsvorstellungen in der Förderung schwerstbehinderter Menschen
2. Sensusmotorische Kooperation als Förderkonzept
3. Konzeptionelle Überlegungen für die Alltagsgestaltung

Gliederungspunkt 1

**Der Wandel der Erziehungs- und
Bildungsvorstellung in der Förderung
schwerstbehinderter Menschen**

Empfehlungen der KMK 1994

Wandel von defizitorientierten zu
kompetenzorientierten Vorstellungen der
Erziehung und Bildung



ENTWICKLUNGSFÖRDERUNG

=

**Gleichstellung von gegenstandsbezogenem
Lernen und Beziehungsgestaltung in allen
Arbeitsbereichen**

Der Wandel von **defizitorientierten** zu **kompetenzorientierten** Vorstellungen der Entwicklungsförderung vollzog sich in der Sonderpädagogik in den letzten beiden Jahrzehnten. Dieser Wandel ging einher mit einer zunehmenden Hinwendung und Beschreibung der vorhandenen Fähigkeiten und Ressourcen des Kindes. Auf diesem Hintergrund trat zunehmend **das Lebensumfeld** in den Blick um die Möglichkeiten erfassen zu können, die das Kind in die Lage versetzen, mit seiner Lebenswelt, also mit Menschen, Sachen und Beziehungen aktiv umgehen zu können. Die Konsequenz dieser Sichtweise war die Etablierung der sog. **Kind-Umfeld-Analyse** als Ansatzpunkt der sonderpädagogischen Entwicklungsförderung.

Traditionelle Definition

Schwerstbehinderte Menschen sind Personen

- die sich - auch kriechend oder krabbelnd - nicht alleine fortbewegen können,
- die ihre Hände nicht gezielt einsetzen können,
- die über keine aktive verbale Sprache verfügen,
- die nur auf unmittelbar Erlebtes reagieren können,
- die einfachste Abstraktionen (z.B. Wiedererkennen von Gegenständen auf Bildern) nicht nachvollziehen können,
- die allenfalls auf Kontaktangebote anderer reagieren können,
- die in allen alltäglichen Verrichtungen (An- und Ausziehen, Waschen, Nahrungsaufnahme, Körperausscheidungen, Kommunikation etc.) auf die Hilfe von anderen angewiesen sind.

Jede Definition von schwerster Behinderung setzt Bezugsgrößen voraus. In der Tradition des „Medizinischen Modells“ bestanden diese in der Auflistung von Abweichungen, Mängeln und Defekten, mit dem Nachteil, dass darüber die Kompetenzen und Fähigkeiten der Kinder in den Hintergrund traten. Die Persönlichkeit schwerstbehinderter Menschen wurde vornehmlich aus der „Perspektive des äußeren Beobachters“ (Maturana) beschrieben, die die „Perspektive des inneren Beobachters“ unberücksichtigt ließ. Das heißt, die Persönlichkeit wurde um die Erlebensebene und die Ebene der Selbstbeschreibung beschnitten. Die Qualifizierung der vorhandenen Fähigkeiten blieb in diesem Modell außen vor.

Kompetenzorientierte Definition

Schwerstbehinderte Menschen leben mit einer umfänglichen Schädigung ihres Zentralen Nervensystems, dennoch sind sie vollwertige Persönlichkeiten

- ❖ die an ihrer Lebenswelt in einer wahrnehmungs- und bewegungsgebundenen Form der Auseinandersetzung emotional, kognitiv und sozial teilhaben können;
- ❖ die Erkenntnisse, Gefühle und Erinnerungen ausbilden, auf deren Grundlage es ihnen möglich ist, mit Personen und Sachen effizient und mitverantwortlich umzugehen;
- ❖ die an der Kultur ihrer Mitmenschen wertschöpfend teilhaben, wenn sie Anteile davon selbst mitgestalten können.

Obwohl die überwiegende Mehrzahl der schwerstbehinderten Kinder gravierende Beeinträchtigungen der körperlichen und geistigen Entwicklung bewältigen müssen, sind sie **handlungsfähige Subjekte**. Die strukturelle Schädigung des Zentralen Nervensystems und der zugehörigen Stoffwechselprozesse ziehen zwar Veränderungen der Wahrnehmungs- und Bewegungsmöglichkeiten nach sich, verhindern aber eine selbstgesteuerte Auseinandersetzung mit der Lebenswelt nicht gänzlich. Es kommt zu Einschränkungen der Bewegungsausführung und Bewegungsabstimmung und zu Veränderungen des Muskeltonus, was im Extremfall die Aufrichtung gegen die Schwerkraft und die Fortbewegung im Raum verhindert, aber sensumotorische Rückkoppelungen (Reafferenzprinzip) immer zulässt, die die Auseinandersetzung mit der gegenständlichen Welt koordinieren.

Das gilt auch bei primär genetisch bedingten Syndromen, wie z.B. dem *Cri-du-Chat-Syndrom*, das auf einer Fehlbildung des fünften Chromosomenpaares beruht und schwere körperliche und geistige Beeinträchtigungen hinterlässt, oder dem *Gregg-Syndrom*, das auf eine Rötelnembryopathie zurückgeht, deren Art und Ausprägung vom Zeitpunkt der Infektion abhängt, aber immer das ZNS schädigt, oder dem *Lange-Syndrom*, das mit diversen körperlichen Fehlbildungen einhergeht und von einer schweren Schädigung des ZNS begleitet ist, oder dem *Lesch-Nyhan-Syndrom*, das chromosomal bedingt ist und zu einer Stoffwechselstörung führt, die das gesamte ZNS angreift, oder dem *Rett-Syndrom*, einer progressiven Schädigung des ZNS, die schwere körperliche und geistige Beeinträchtigungen nach sich zieht.

Bedürfnisse schwerstbehinderter Menschen

- Sie brauchen andere Menschen, die viel körperliche Nähe zulassen und Sicherheit und Geborgenheit vermitteln.
- Sie brauchen andere Menschen, die ihnen eine Lebensumwelt gestalten, auf die sie auf eine einfache, praktische und sinnlich gebundene Weise einwirken können.
- Sie brauchen andere Menschen, die ihnen eigene Bewegungs- Orts- und Lageveränderungen ermöglichen.
- Sie brauchen andere Menschen, die sich auf ihre Form der Kommunikation einstellen können.

Erziehung und Bildung als Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung

Bildung befasst sich mit der Übermittlung kulturbezogener Fertigkeiten und Fähigkeiten

Bildungsziel

Förderung der Handlungsfähigkeit

Erziehung fragt nach der Art des Umgangs mit dem Kind, das sich in Richtung des Bildungszieles entwickeln soll.

Erziehungsziel

Förderung der Kooperationsfähigkeit

Gliederungspunkt 2

Sensumotorische Kooperation als Förderkonzept

Die Aufgabe einer stationären Einrichtung

- Schaffung subsidiärer Lebensräume, die den ursprünglichen Lebenszusammenhang ergänzen.
- Arrangement von Lernanlässen, die lebensbedeutsam und entwicklungsförderlich sind.
- Wertschöpfender Nachvollzug von kulturell bedeutsamen Lebenszusammenhängen.
- Institution der Persönlichkeitsentwicklung, die bedürfnisbezogen und in einer sozial integrierten Weise erfolgen sollte.

Die Beziehungen des Menschen gründen von Anfang an in Alltagshandlungen. Sie sind das Urbild der Erziehung und Bildung eines jeden Menschen.



Aber nur dann, wenn die Bezugspersonen zu einem verlässlichen Spiegel der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes werden.



**DER MENSCH WIRD
AM DU ZUM ICH**

Wolfgang Praschak

M. BUBER

Das **frühe Lernen** kommt noch ganz ohne Bilder und innere Vorstellungen aus. Es schöpft seine Kraft aus der beweglichen Anwendung der sensumotorischen Handlungspläne, die das Kind, mit Unterstützung durch andere Menschen, an die gegenständliche Welt anpassen kann. Es ist ein "**Lernen am Leitseil der Sensumotorik**" (vgl. Hoffmann-Axthelm 1984), in dem die körperliche Beweglichkeit genügt, um das Bedürfnis entwickeln zu können, mit anderen Menschen und deren Lebenswelt im Austausch zu bleiben.

Jede Handlung ist dabei ein Versuch den eigenen Körper in die Welt hinausgreifen zu lassen, ihn zu formen, um auf der Skala Lust und Unlust in Erfahrung zu bringen, welche Qualität die Lebensbedingungen haben. Körper und Welt werden „*einordenbar, wieder-aufrufbar, wiederholbar bis zur Erschöpfung, veränderbar mit dem Ergebnis neuer Vorstöße, Handlungsformen, Bewertungen und affektiver Spuren*“ (ebd., S.222f.). Das kann nur im Spiegel eines anderen Menschen gelingen, der responsiv, flexibel und wertschätzend auf die vorhandenen Fähigkeiten des Kindes Bezug nimmt. Wie die anderen Kinder auch, brauchen auch schwerstbehinderte **Sicherheit in ihrem primären Tun und wollen mitmenschliche Geborgenheit** erleben, um Identität und Selbstwert ausbilden zu können. Das geschieht jeweils im Schutzraum eines Anderen, der dabei hilft, sich immer wieder neu auf die Lebenswelt einlassen zu können, um in Erfahrung zu bringen, was im Zusammenleben und in der Zusammenarbeit noch alles entstehen wird.

Förderung ist Beziehungsgestaltung

pädagogische Ausgestaltung von Spielräumen der
Abhängigkeit

Unterstützung
Selbsttätigkeit
Mitverantwortung



stehen dabei im Mittelpunkt



Die lebensbedeutsame **Besorgung** ist die elementare Sinneinheit der Alltagswirklichkeit. Besorgungen sind Handlungen mit einer Zeitstruktur, die in sich abgeschlossen ist, insofern sie einen klaren Beginn haben und an einem lokalisierbaren Punkt enden (z.B. beim Geschirrabräumen). Der Sinn dieser Besorgungen liegt darin, dass sie **verantwortlich verrichtet bzw. mitverrichtet werden**.

Die Verantwortung besteht in der Verbindlichkeit, die das Handeln unter dem Anspruch eines gemeinsam zu lösenden Problems gewinnt, was sich sowohl auf die eigene Person als auch auf andere Menschen beziehen kann (z.B. auf die Klasse, die Familie). Menschen, die noch nicht, oder nicht mehr, in der Lage sind, eine Alltagshandlung alleine durchzuführen (weil sie zu jung, zu alt, behindert sind...), übernehmen in der Unterstützung **Mitverantwortung**, das heißt, auch sie tragen zum Gelingen der Gemeinschaft bei und hinterlassen das Gefühl und/oder das Bewusstsein, einen Beitrag zum Zusammenleben geleistet zu haben. Alltagshandlungen sind zumeist **routinierte** oder **ritualisierte Handlungen**, wobei die Selbstregulierung in Bezug auf Andere das Zentrum darstellt. Sie sind wiederkehrende Anforderungen, die in Verbindung mit den vorhandenen Bedürfnissen stehen und lebensweltliche Bildungsprozesse im Blick haben.

Die Dimension des Alltags wächst mit der Entwicklung der Persönlichkeit und dem Modus des Erkennens. Alltag ist somit eine notwendige Ordnungsform, in der Identität und Selbstwert entsteht und das Bedürfnis nach Erziehung und Bildung lebensweltbezogen verankert ist. Alltagshandlungen sind höchst **zweckmäßig** und bestätigen das **Bedürfnis nach wiederkehrender Erneuerung**. Es sind mehr oder weniger komplexe Handlungsabfolgen, die im Laufe der Zeit verinnerlicht werden, um für neue Problemlösungen Platz zu schaffen.

Persönlichkeitsbildung schwerstbehinderter Kinder

Voraussetzung dazu ist

Respekt vor ihrer Persönlichkeit
Spürsamkeit in der Begegnung
Achtsamkeit im Umgang
Behutsamkeit in der Hilfestellung
Vertrauen in ihre Kompetenz



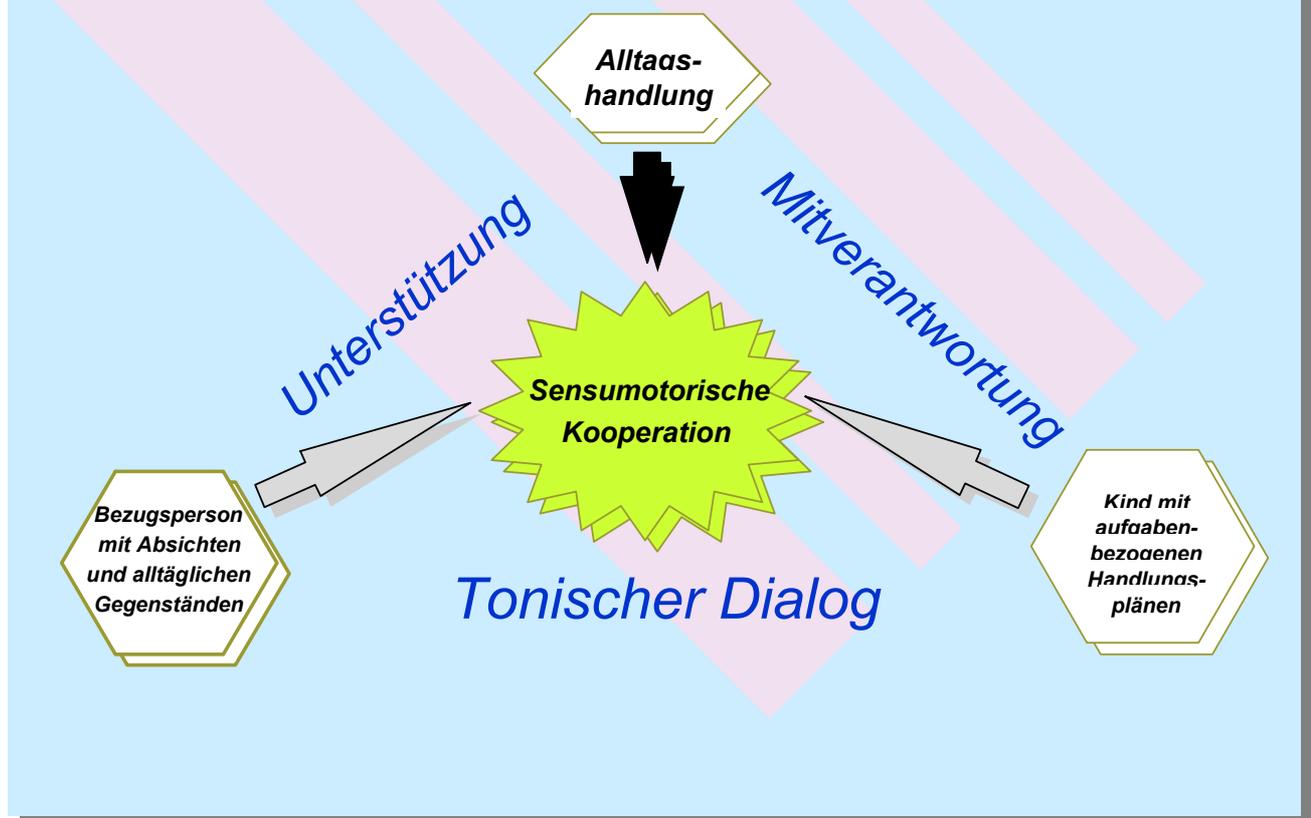
**DAS GILT AUCH DANN WENN SCHWERSTE
BEEINTRÄCHTIGUNGEN UND
PROBLEMATISCHE VERHALTENSWEISEN DIE
ZUSAMMENARBEIT ERSCHWEREN**

Der eigentliche Grund, warum sich Erwachsene und Kinder in der Erziehung und Bildung aufeinander beziehen, ist die Absicht, gemeinsame Wege zu gehen: aufmerksam und reaktionsbereit, einfühlsam in der Wechselseitigkeit, achtsam in der Registrierung lebendiger Impulse, die in der gegenseitigen Zuwendung wieder beantwortet werden. Von Anfang an in einem Prozess, der im Fluss von zwischenmenschlichen Begegnungen, soziale Orientierung schafft, die sich in der gegenseitigen Wertschätzung bündelt.

Zunächst noch innerhalb einer unmittelbaren Angewiesenheit, die sich ganz direkt vollzieht, im lebendigen Ausdruck gegenseitigen Vermerkens, in einem Spiegel, der im Verborgenen auf die Körpersensation des Anderen fokussiert und so die eigene ins Blickfeld bringt. Reagibilität entsteht, spontan und responsiv werden Gefühle und leibliches Wissen miteinander verbunden als ein noch beschränktes Repertoire von Bewegungsantworten, die an die jeweiligen Herausforderungen anzupassen sind. Noch nicht als absichtsvolle und bewusste Reaktion, sondern eher als spontane Abstimmung im Bewegungsverlauf, in dem aber schon die eigenen Möglichkeiten des Kindes zum Tragen kommen.

Unvermerkt wird **Beziehungsqualität** erzeugt, die Störungen und Beeinflussungen gegenüber noch offen ist, aber immer gestützt von haltenden Händen, die das Kind in die Welt hinausgreifen lassen und ihm Sicherheit und Unterstützung gewähren. Vom Kind wird das als hilfreich und nützlich erlebt, insofern die gemeinsamen Bewegungsmöglichkeiten eine Richtung erhalten und im Rhythmus fein modulierter Abstimmungen seine Dynamik zum Ausdruck kommt. Von Mal zu Mal wird in der Abstimmung vermittelt, dass Bewegungen Ausdruckshandlungen sind, die über entsprechende Reaktionen immer mehr kultiviert werden können; in allen Auseinandersetzungen und vom ersten Tag des Lebens an.

Bezugspunkte der Sensumotorischen Kooperation



Sensumotorische Kooperation meint die an kulturellen Werten orientierte Ermöglichung eines geplanten, sachgemäßen und kulturell wertorientierten Austausches zwischen einem vital abhängigen, sensumotorisch handelnden Menschen und einer sozial gestalteten, vital erfahrbaren Lebenswelt, in der neue Bedeutungen entschlüsselt und persönliche Bindungen geschaffen werden.

Die Sensumotorische Kooperation erfolgt durch eine gezielte **Unterstützung** der sensumotorischen Handlungspläne des Kindes, das über die Mitgestaltung **Mitverantwortung** übernehmen soll. Die gegenseitige Verständigung geschieht auf der Basis **tonischer Dialoge**.

Gliederungspunkt 3

Konzeptionelle Überlegungen für die Alltagsgestaltung

Pflegehandlungen sind Alltagshandlungen

Darin können Menschen in der Pflege Wert und Würde erfahren,
aber auch entzogen bekommen.



**WERT UND WÜRDE DES MENSCHEN BEMESSEN
SICH AM ERHALT UND AN DER ERWEITERUNG
DER HANDLUNGSFÄHIGKEIT**

Immanuel **Kant** gelang es in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ den **Wert** des Menschen **unmittelbar mit seiner Würde** zu verknüpfen. Das tat er, indem er die **Autonomie** des Einzelnen mit der Idee der **Freiheit** verband. Er folgerte: *„Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Äquivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preisen erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde“* (Werke IV, S. 434). Damit befreite er die Menschenwürde vom Tauschwert der Waren. Weil der Mensch kein Ware ist, kann er nur als mehr oder weniger wertvolles Subjekt in Erscheinung treten. Er besitzt aber immer Würde und erhebt deshalb den sittlichen Anspruch, seine Würde bestätigt zu bekommen. *„Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“* (ebd. S.429) bedeutet also, den anderen Menschen niemals zum Objekt zu degradieren und ihn fremden Zwecken ausliefern zu dürfen. Erst wenn er zum Subjekt seiner Geschichte erhoben wird und dies bleiben kann, führt er ein **Leben in Wert und Würde**.

Folglich kann diese ausnahmslos jedem Menschen zuteil werden, wenn ihm innerhalb einer sozial geordneten Welt persönliche Freiheiten zugestanden werden.

Würde erfährt der Mensch in der Repektierung seiner Freiheit Mitverantwortung übernehmen zu können. Auch in der Pflege.

Der Kreislauf der primären Verständigung

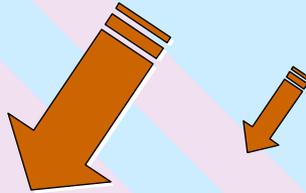


Die primäre Verständigung geschieht in zwischenkörperlichen Abstimmungen, die sich jeder Standardisierung entziehen. Dabei entsteht ein **Zirkel von Bewegungsäußerung und Bewegungsantworten**, der darüber entscheidet, ob ein gemeinsamer Verständigungsfluss entstehen kann, in dem gemeinsame Befindlichkeiten ausgetauscht und situationsbezogen ausgestaltet werden.

Das setzt gemeinsame Begegnungen und gemeinsame Bewegungsaufgaben voraus, die gelöst werden können. Und je näher diese Aufgaben bei den Bewegungsgewohnheiten des Kindes sind, um so leichter werden sie zu beantworten sein. Je näher sie jedoch an die Grenzen der Beweglichkeit gehen, um so störanfälliger wird die Suche nach einer gemeinsamen Lösung sein.

Wirkung des Tonischen Dialogs

Nur in der Mitgestaltung wird die Eigentätigkeit als wertvoll erlebt und zu damit zur Grundlage des Selbstwertgefühls und des Motivs zur weiteren Zusammenarbeit



Jede Standardisierung des Umgangs führt in die Bedeutungslosigkeit und entzieht der Zusammenarbeit die mitmenschliche Basis

Persönlichkeitsförderung heißt von Beginn an Bedingungen zu schaffen, in denen der Reichtum der sensumotorischen Handlungsmöglichkeiten eine gemeinsame Situationsgestaltung ermöglicht. Die Materialien, die dabei benutzt werden, müssen der Bewegungsförderung dienen, und die Techniken die eingesetzt werden, müssen Techniken der Bewegungsunterstützung sein, die so gestaltet sind, dass sie sich auf die sensumotorischen Handlungsmöglichkeiten des Kindes **flexibel und angepasst** beziehen. Nur unter dieser Bedingung werden sie als sinnvoll und bedeutungstiftend erlebt und können ihre schöpferische Energie erweitern.

Das Ausfüllen von Bewegungsspielräumen, die wechselseitig tonisch ausgelotet werden, ist dabei gefragt. Das gelingt, wenn die Bewegungsunterstützung so beweglich bleibt, dass sie im richtigen Moment zurückgenommen werden kann und die Bewegungsausführung wieder an das Kind übergibt, um die gemeinsame Aufgabe zu Ende bringen zu können. Dabei wird es lernen, dass es selbst Einfluss nehmen kann und sich auf sich selbst und auf andere Menschen verlassen kann. Für sich selbst wird das Kind sein Bewegungsgefühl entwickeln, das ein Gespür dafür hinterlässt, wann die Bewegungsangebote mit den eigenen Möglichkeiten in Übereinstimmung stehen. Dann kann die Lust entstehen, auch weiterhin mitmachen zu wollen. Gemeinsame Freude entsteht im gemeinsamen Tun.

Förderung ist Aneignung von Alltagskultur

Alltagshandlungen müssen so gestaltet sein, dass die zu betreuenden Menschen sich mit ihren Fähigkeiten einbringen können, um dadurch wertschöpfend an der Kultur ihrer Mitmenschen beteiligt zu sein.

PARTIZIPATION



Das Grundlage eines funktionierenden Zusammenlebens bildet die Bedingung der Möglichkeit an allen gemeinsamen Besorgungen mitverantwortlich teilhaben zu können.

In dieser Teilhabe verwirklicht sich die Idee der Kooperation, wenn ein gemeinsames Ziel über die Koordination der vorhandenen Handlungspläne erreicht wird und der Weg dorthin mitgestaltet werden kann. Partizipation geschieht immer auf dem Hintergrund einer gemeinsamen Kultur, die darüber wertsschöpfend geteilt und wertbildend mitvollzogen wird.

Pflege als Bildung

Für schwerstbehinderte Menschen ist eine kompetenzorientierte Pflege ein würdevolles Merkmal ihrer Lebensqualität.

Es gibt keinen vernünftigen Grund auf dieses Kulturgut zu verzichten, oder es nach ökonomischen Verwertungsgesichtspunkten ordnen zu wollen.

Alle Möglichkeiten der sensumotorischen Kooperation sind in die Pflegehandlungen eingewoben.

Das im Alltag umsetzen zu können, ist auch für die Persönlichkeitsentwicklung des Pflegepersonals eine positive Herausforderung.

Aus Chaos wird Ordnung

- vom mühsamen Weg,
dem Leben Sinn und Struktur zu geben



Prof. Dr. Axel Denecke, Isernhagen, ehemaliger Hauptpastor an St. Katharinen, bei seinem Vortrag im Sucht-TherapieZentrum Hamburg am 24. Juni 2004

Aus Chaos wird Ordnung

- Vom mühsamen Weg, dem Leben Sinn und Struktur zu geben –

Bewusst als Nicht-Fachmann bin ich gebeten worden, anlässlich des 155-jährigen Jubiläums der Martha Stiftung zu Ihnen zu sprechen. „Hinsichtlich des möglichen Inhaltes Ihres Vortrages denken wir weniger an ein eng fachgebundenes, suchtspezifisches Thema und haben daher bewusst keine Fachperson aus dem Bereich der Suchttherapie angefragt“, so heißt es in dem Einladungsbrief an mich. Ich bin gewohnt, mich an Vorgaben zu halten und rede zu Ihnen also heute als Theologe, jedoch als einer, dem die Themen „Sinn und Sucht“, „Chaos und Ordnung“, „Selbstentmündigung und Selbstverantwortung“, „Abhängigkeit und Selbstbestimmung“, „Regression und Selbstentfaltung“ - und wie diese polaren Gegenüberstellungen auch immer heißen mögen - nicht fremd sind, sondern auch in meiner theologischen und vor allem pastoralen Arbeit stets eine dominierende Rolle gespielt haben und auch jetzt noch spielen.

Ich werde Ihnen also - wie gewünscht, ja verlangt - einen bewusst theologischen Vortrag halten, dabei aber auf die Schilderung eigener Erfahrungen nicht verzichten, damit reflektierende Theorie und verantwortete Praxis miteinander verbunden bleiben. So viel zur methodischen Einführung.

Zur inhaltlichen Einstimmung nun gleich die Schilderung einer ganz konkreten, jedoch noch nicht genuin theologisch bestimmten Erfahrung, die mich seit langen Jahren bestimmt und die mich in meiner pastoralen Tätigkeit bis heute begleitet. Und sie werden erkennen, dass ich Ihrem Arbeitsfeld dabei recht nahe bin.

1. Zur Einstimmung: „In Krisensituationen Struktur geben“

Mit Freude und Begeisterung habe ich in der Hoch-Zeit der von Ruth Cohn initiierten TZI - Seminare Ende der 70er Jahre (also vor etwa 25 Jahren) an solchen Veranstaltungen teilgenommen (zunächst als Teilnehmer, dann auch als Co-Leiter) und u.a. ein Fortbildungsseminar zur „Krisenintervention“ besucht. Sie werden solche Seminare/ Gesprächskreise sicher aus eigener Anschauung kennen. „Wie verhalte ich mich als Therapeut/Pädagoge/ Gesprächsleiter/Pastor, wenn in meiner Gruppe eine akute Krise auftaucht, alle Dämme brechen und eine chaotische Gesprächs/Handlungssituation entsteht?“

Es war an einem wunderschönen Sommer-Wochenende in Freiburg/Breisgau. Eigentlich viel zu schön die Landschaft und das Wetter, um sich mit „Krisenintervention“ zu beschäftigen. Am Ende des 2. Tages war es, als ich die Leitung der Sitzung hatte (Jeder Teilnehmer sollte ein- oder zweimal leiten). Ich hatte mir in der Pause Thema und Struktur schön ausgedacht, wollte gerade in der Gruppe zur Moderation ansetzen, als eine leicht korpulente Teilnehmerin mit wallenden Haaren und Kleidern sich plötzlich in die Mitte des Kreises setzte, uns in der Runde alle mit stechendem Blick anschaute und dann rausplatzte: „Ich bin eine einzige Krise“. Da saß sie also, die Krise in personam, mitten in unserem Kreis. Mir schossen spontan viele Phantasien durch den Kopf: Will sie uns nur provozieren? Will sie Aufmerksamkeit erregen? Ist sie gar vom Seminarleiter vorgeschickt worden, um mich und die Gruppe zu testen, wie wir damit umgehen? Soll ich das Ganze also ernst nehmen? Oder ist sie wirklich eine „einzige Krise“, animiert, angestachelt, ja gar angeheizt durch das, was sich in den vielen Sitzungen davor schon in diesem Kreis thematisch und persönlich ereignet hat?

Wie also reagieren? Ich war recht unsicher und schwieg zunächst einige Zeit. Wir alle

schwiegen. Sie saß weiter wie eine Drohne in der Mitte. Es war eine recht unwirkliche Situation. Ich entschied mich dann (wie lange wir schwiegen, weiß ich gar nicht mehr), die Frau in der Mitte einfach zu ignorieren und an der vorbereiteten Struktur der Sitzung festzuhalten. Wir redeten also so, als sei die „einzige Krise“ in der Mitte gar nicht da. Nach ca. 10 oder 15 Minuten stand sie auf und setzte sich schweigend in den Kreis, nahm am Ende der Sitzung auch wie selbstverständlich am Gespräch wieder teil, als sei nichts gewesen.

Ich weiß nicht, ob ich methodisch, gesprächstherapeutisch, kriseninterventionstheoretisch richtig gehandelt habe, ich weiß nur noch, dass es „gut ging so“, dass meine Reaktion also in diesem Fall zum mindesten nicht ganz falsch war. Ich habe daraus für mich, für meine pastorale Praxis in Umgang mit anderen Menschen gelernt: „In akuten Krisensituationen Struktur geben, unbedingt Struktur geben“. Das hat sich in mir festgesetzt und hat sich auch bewährt in den 25 Jahren seit dieser für mich exemplarischen Ur-Erfahrung. Ich denke dabei auch an viele Seminarsitzungen mit Theologen (Vikaren/Studenten), wo in krisenhaften Situationen diskutiert wurde, die Krise von allen Seiten betrachtet, dialektisch hin und her gewendet wurde – und dabei wurde das Gespräch immer krisenhafter, verhedderte sich und am Ende gingen wir ohne Lösung auseinander. Das intellektuelle (aber zutiefst auch existentielle) Chaos wurde immer größer. Also seit 25 Jahren, seit diesem Schlüssel-Erlebnis ist mein Leitspruch, der mich durch meine ganze Berufspraxis begleitet und mir auch stets geholfen hat: „In einer echten Krisensituation Struktur geben, damit das Chaos nicht noch größer wird, sondern eingebettet wird in eine vorgegebene - notfalls auch autoritär vorgegebene - Ordnung.“ In ruhigeren Zeiten kann man über diese Ordnung/Struktur sprechen, fein darüber diskutieren, ob sie inhaltlich trägt, aber in einer akuten Krise ist dafür keine Zeit. Da braucht es diesen Ordnungs-Impuls.

Diese Erfahrung, die ich Ihnen zur Einstimmung in unser Thema geschildert habe, ist für mich zu einer persönlichen Lebensregel, zu eine Art „roten Faden“ in meinem pastoralen Handeln geworden. Ich will sie nicht verallgemeinern, aber ich denke schon, dass man sie aus dem persönlichen Bereich - dem Mikrokosmos unserer individuellen Lebensumstände - auch auf den gesellschaftlich-politischen Bereich - dem Makrokosmos unserer globalen Welt, in der wir leben - übertragen kann, z.B. auch - um an dieser Stelle bereits einen konkreten Hinweis zu geben - auf die gegenwärtige politische Situation im Irak, in Israel und anderswo. Davon will ich im Schlussteil meines Vortrages sprechen, nachdem ich jetzt im 2. Teil mich einer dezidiert biblisch-theologischen Betrachtungsweise zuwende und dabei auch den Transfer vom Mikrokosmos in den Makrokosmos, von der Ontogenese in die Philogenese vor Augen habe.

Was also hat meine geschilderte, mir „zufällig zugefallene“ Kriseninterventionserfahrung mit dem christlich-theologischen Verständnis von Welt und Mensch zu tun? Dem wende ich mich nun zu.

2. Aus Chaos wird Ordnung Eine ‚therapeutische‘ Auslegung der Schöpfungsgeschichte

2.1.

Wie Ihnen bekannt sein dürfte (so hoffe ich jedenfalls), heißt es zu Beginn des 1. Schöpfungsberichtes in der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde aber war wüst und leer und Finsternis war über der Urflut, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (1.Mose 1,1.2) So ist es Ihnen bekannt und vertraut. In der Übersetzung von Martin Buber heißt es so: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Die Erde aber war Irrsal und Wirrsal. Finsternis über Urwirbels Antlitz.“ „Wüst und leer“ oder „Irrsal und Wirrsal“ war also nach dem biblischen Mythos alles zu Beginn, ehe Schöpfung begann, ehe Leben begann, in den Uranfängen von Raum und Zeit, vor den Uranfängen noch, so

der biblische Mythos. Im hebräischen Text steht für „wüst und leer“ oder „Irrsal und Wirrsal“ die uns durchaus vertraute Bezeichnung „tohu wa bohu“, also das, was wir eingedeutscht ein totales „Tohuwabohu“ nennen. Auf meinem Schreibtisch herrscht das oft, auch in manchen Köpfen, in manchen Gesprächsrunde, ein einziges Chaos, die große Krise.

Tohuwabohu/Chaos also ganz am Anfang. So stellt sich der biblische Mythos den Beginn unserer Welt vor, etwa im Jahr 650 v.Chr. von weisen Menschen, Priester am Tempel in Jerusalem aufgeschrieben, aber in mündlicher Tradition zurückgehend bis in dunkle Uranfänge, die wir kaum noch ahnen können, von Generation zu Generation weitergeraunt, von Urvätern und -müttern an die Kinder, die Enkel weitergegeben, bis es dann endlich einmal aufgeschrieben wurde. Soll man sagen: bloß fromme Phantasie der Schreiber oder eine innere Schau aus dem Glauben heraus? Das gewiss, denn aus der Sicht eines tiefen Glaubens an einen uns alle umgreifenden Schöpfer und Erhalter unseres Lebens wird gesprochen, mit den Augen des Glaubens werden die Uranfänge unseres Lebens geschaut

Und so ist der erste Schöpfungsbericht aufgebaut. Im Anfang war das Chaos, das große Durcheinander, wüst und leer alles. Und langsam kam dank Gott Ordnung in dieses Chaos, eine sinnvolle und gute Ordnung, eins nach dem anderen. Es begann damit, dass Gottes Geist über der chaotischen Ursuppe brütete. „Braus Gottes schwingend über allem“, übersetzt es Buber. Eine wabernde, brodelnde Ursuppe, reine Latenz. Alles aber noch ein großes Durcheinander. Dann kommt Struktur hinein. Zunächst Licht und Finsternis, Tag und Nacht - das ist das erste, was Not tut, um das eine vom anderen zu scheiden, um Struktur zu gewinnen. Dann: Die Feste (Buber: das Gewölbe) - der Himmel - über den Wassern (unsere Erde) und unter den Wassern (Urflut jenseits des Himmels die große Atmosphäre), Himmel und Erde entstehen so, eine gute Ordnung. Dann wurde das große Wasser der Erde geteilt und so entstanden Land und Meer, das was wir jetzt als Erde kennen. Und es war gut so. Und immer so weiter: Junges Grün auf der Erde und Laternen am Himmel (Sonne, Mond, Sterne), Sie kennen das ja. Und weiter: niedere Tiere, Kriechtiere, Wassertiere, Vögel, Säugetiere und am Ende - man ahnt es natürlich - der Mensch, „sich zum Bilde schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er ihn“. Immer heißt es am Ende: „Und Gott sah, dass es gut war.“ Doch nachdem der Mensch geschaffen war, heißt es, alles zusammenfassend und betrachtend: „Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“

Soweit im Schnelldurchgang der erste Schöpfungsbericht, das uns bekannte „Sechstageswerk Gottes“, wobei die Poesie der sechs Tage - fast unnütz, es hier zu erwähnen - für sechs Jahre, 6000 Jahre, 6 Millionen, 6 Milliarden, 60 Milliarden Jahre stehen. Was verbirgt sich dahinter?

Die generationsübergreifende Weisheit des Glaubens und des Lebens: Leben, sinnvolles Leben auf unserer Erde, im Großen und im Kleinen, im Makro- und Mikrokosmos, ist nur möglich, wenn ein uranfängliches Chaos, ein wildes Durcheinander, peu a peu einer sinnvollen - pädagogisch und (tiefen)psychologisch nachvollziehbaren Ordnung zugeführt wird. Unser Leben auf der Erde muss Struktur und Ordnung haben, damit es gelingen kann. Und ich muss dabei bei dem archaischsten und elementarsten beginnen, ehe ich dann weiter differenzieren und Feingliederungen vornehmen kann. Im biblischen Mythos gesprochen: Zunächst muss Licht von Finsternis (auch in mir) getrennt werden, ich muss lernen, Licht von Finsternis (auch in mir) zu unterscheiden, denn beides ist in mir, ehe ich mich und andere als Mensch, als weiblich und männlich, gar als Ebenbild wahrnehmen kann. Licht und Finsternis am Anfang der Ordnung, der Mensch am Ende als - sehr gefährlich, aber doch wahr - „Krone der Schöpfung“. Die Lebensweisheit des Schöpfungsberichtes sagt: Nur wenn ich von dem Tohuwabohu am Anfang weiß, wenn ich dieses Chaos langsam, kontinuierlich ordnen lasse, so Struktur in der Welt und in meiner ganz per-

sönlichen Welt gewinne, bin ich reif, mich als Mensch, als Mann und Frau, wahr zu nehmen und ernst zu nehmen; in therapeutischer Sprache: mich zu akzeptieren, zu mir selbst zu finden, ein ganzer mit sich selbst identischer Mensch zu werden. Und das ist dann am Ende „sehr gut“, sehr gut aber nur, wenn ich alle Stufen dieses dramatischen Ordnungsgeschehens (in mir) nachvollzogen habe. Das ist die - wie ich meine: tief therapeutische - Weisheits-Kunde am Anfang der Bibel.

Für die historisch Interessierten füge ich hinzu: Dieser Bericht, der etwa 650 in priesterlichen Kreisen in Jerusalem aufgeschrieben worden ist, ist wahrscheinlich - doch hier bewegen wir uns im Ungewissen - um 1500 vor Christus im Zweistromland oder auch in Ägypten im Nildelta entstanden. Das Wasser war die große Bedrohung. Wenn das Nilwasser über die Ufer trat, wurde alles überschwemmt, die große Flut, das große Chaos, das große krisenhafte Tohuwabohu entstand. Der Nil musste eingedämmt werden, um wieder Ordnung in den Stromlauf zu schaffen. Die Dämme zähmen die Wasser des Nils (oder des Tigris), so dass in einer guten Ordnung von Wasser und fruchtbarem Land Leben möglich ist. Die Erinnerung, dass solch eine Ordnung lebenswichtig ist, dass ein mich und andere überflutendes Chaos (äußerlich und innerlich) das Leben zerstört, steht dahinter.

2.2.

Auf eine Besonderheit des ersten Schöpfungsberichtes, die auch mit zu seiner tiefen Lebensweisheit gehört, möchte ich noch hinweisen. Nach dem sog. „Sechstageswerk“ ist nicht einfach Schluss. Sondern dann gibt es ganz bewusst noch den 7.Tag. „Und Gott vollendete am 7. Tag sein Werk, das er gemacht hatte, und er ruhte am 7.Tag von all seinen Werken. Und Gott segnete den 7.Tag und heiligte ihn“ (1.Mose 2,2.3). So ist dann der 7.Tag, der Ruhetag, der Schabbat, unser Feiertag/Sonntag entstanden. Dieser „Tag“ gehört ganz wesentlich zum Prinzip „Aus Chaos wird Ordnung“ dazu. Ohne diesen Tag der Ruhe, der Besinnung, der Zurücktretens hinter mein Tun, hinter mein aktives Struktur-Geben, gerate ich in die Gefahr, nicht mehr zu wissen warum und wozu ich „Ordnung“ geschaffen habe in allem „Chaos“. Ordnung ist ja kein Selbstzweck, sondern sie schafft die Voraussetzungen zum Leben, sie ordnet mein Leben, damit überhaupt erst Leben möglich ist. Wozu ist diese Ordnung gut? Ist sie noch gut? Ist sie noch lebensfördernd, lebensgestaltend oder schafft sie vielleicht gar ein neues Chaos im lebensfeindlichen Dogma des Ordnungsfanatikers, der Ordnung nicht um des Lebens, sondern um der Ordnung willen propagiert?

Sie kennen sicher aus Ihren Arbeitsbereichen die Kombination von „zwanghaften“ und „hysterischen“ Ersatzhandlungen, die eine Pseudo-Ordnung erzeugen sollen. Waschzwang, Putzzwang, Kontrollzwang, auch Rede/Kommunikations-Zwang, Ersatzhandlungen, mit denen ich künstlich eine formale Ordnung erzeugen will, die ich eigentlich schon verloren habe. Ich weiß nicht, ob man es als Sucht bezeichnen kann, aber manchmal kommt es mir so vor, die Sucht, in einem Wiederholungszwang, immer wieder die gleiche Handlung tun zu müssen, ohne dass mir daraus ein innerer Lebensgewinn entsteht.

Sie kennen sicher viele Beispiele dafür. Neulich - vor 4 Wochen - habe ich in Hamburg in Eimsbüttel auf der Straße eine zunächst ganz harmlos aussehende Anschauung dafür erhalten. Eine junge Frau schloss ihren Wagen ab, rüttelte noch einmal, ob er zu war, ganz normal. Doch sie rüttelte immer wieder und wieder, schloss noch einmal nach, rüttelte wieder. Dann ging sie fort und kehrte nach 10 m. wieder um. Die gleiche Prozedur begann. Rütteln, Schließen, Rütteln. Dann wieder weg und wieder zurück. Das ganze wiederholte sich etwa - ich hab nicht nachgezählt - 10 mal, etwa 15 Minuten lang. Ich sah aus gebotenem Abstand interessiert und immer mehr fasziniert zu. Ich hätte begütigend zu ihr hingehen können. „Liebe junge Frau, ich hab Sie beobachtet, Ihr Wagen ist wirklich abgeschlossen. Sie können beruhigt von dann gehen“. Aber das hätte ihr sicher nicht ge-

holfen, hätte auch keine Ordnung in dieses Chaos gebracht (zum mindesten nicht auf diese Weise), hätte sie nur verlegen und noch unsicherer gemacht. Am Ende sah sie mich, wie ich von weitem vorsichtig zuschauend da stand, da ließ sie ab von ihrem Tun und ging freundlich lächelnd an mir vorbei, nickte mir auch noch zu. Es war eine ganz normal, ja sehr charmant wirkende und sich bewegende junge Frau, nichts da von „Zwangshandlung“ zu sehen. Wir wissen alle nicht, wie es dazu gekommen ist, ich habe natürlich nur für einen kurzen Augenblick etwas beobachtet, was sicher eine sehr lange, sicher auch verquere, vielleicht gar chaotische Geschichte hat. In „Ordnung“ war das nicht, Ordnung hatte sie damit nicht in ihrem Chaos geschaffen.

Die Ordnung ist nicht für sich selbst da, sondern als Voraussetzung für gesundes Leben, so wie - nach Jesu Worten - der Sabbat nicht für sich selbst da ist, sondern als Hilfe für den Menschen. Welche Hilfe kann der 7.Tag, der Sabbat, der Ruhe- und Feiertag sein? Er lädt ein und fordert auf, zurückzutreten von all seinen Ordnungswerken, hinter alle seine Werke, diese zu bedenken, sie einzuordnen in den großen Strom des Lebens, meines Lebens, meines ganzen Lebens, also meiner Ontogenese - und auch einzuordnen in den großen Stroms des Lebens überhaupt, über die Zeiten hinweg, weit zurück blicken, so weit wie ich kann, weit voraus blicken, so weit wie ich kann, also in die Philogenese unserer Welt. Dafür ist der 7. Tag da, der Ruhetag, von dem Martin Buber und in seiner Nachfolge Abraham Heschel sagt, er bringt Ewigkeit in die fließende Zeit hinein, es ist eine Heiligung der Zeit im Raum unserer Geschichte.

„An jedem 7. Tag geschieht ein Wunder. Die Auferstehung der Seele, der Seele des Menschen und der Seele aller Dinge. Die an sechs tagen geschaffene Welt war eine Welt ohne Seele. Am 7.Tag erhielt die Welt eine Seele (...). Das ist die Aufgabe des Menschen, den Raum zu erobern und die Zeit zu heiligen. Die ganze Woche über sind wir gerufen, das Leben durch den Gebrauch der Dinge des Raumes zu erobern. Am Sabbat aber wird uns geschenkt, an der Heiligkeit teilzuhaben, die im Herzen der Zeit wohnt. Die Bedeutung des Sabbat ist, die Zeit zu feiern und nicht den Raum. Sechs Tage der Woche leben wir unter der Tyrannei der Dinge des Raums: Am Sabbat versuchen wir uns einzustimmen auf die Heiligung der Zeit (...), uns vom Geschaffenen dem Geheimnis der Schöpfung selbst zuzuwenden. So führt uns die schweigende Ruhe des Sabbat in ein Reich ewigen Friedens oder zum Anfang des Erkennens, was Ewigkeit bedeutet (Abr. Heschel, Der Sabbat, Neukirchen 1990, 66.79).

So gibt mir dieser Tag die Chance, mein Leben einzuordnen in ein großes Ganzes, damit ich nicht meine, es geht in allem nur um mich - und auch umgekehrt, das große Ganze in Beziehung zu setzen zu meinem ganz persönlichen Leben, damit ich nicht meine, ich bin nur ein austauschbares und zufälliges Rädchen im großen Weltgetriebe. Nein. Ich bin einzigartig und unaustauschbar in dieser Welt. Und diese Welt umgibt mich von allen Seiten, bewahrt mich vor Einsamkeit auf der einen und Hybris auf der anderen Seite. So wird eine innere Ordnung in meinem Leben geschaffen. Dazu ist der 7. Tag da, der Ruhetag, der Feiertag, der Tag, sich selbst zu übersteigen auf Gott hin, der Tag, sich selbst zu transzendieren und dabei einzuordnen in den Gesamtzusammenhang unserer Welt. Klammere ich diesen 7.Tag aus, verleugne ich ihn gar, verliere ich mich und gehe unter im bloßen Ordnung- und Struktur-Schaffen der „sechs Arbeitstage“, dann verkümmere ich nicht nur, dann gibt es nicht nur das bekannte burn-out-Syndrom, dann geht mir auch jede innere Ordnung verloren, neues Chaos entsteht, ich blicke nicht mehr durch, ein einziges Tohuwabohu, die große Krise.

Es ist einfach weise, Weisheit des Lebens und Weisheit des Glaubens, beides in einem, dass uns - so sage ich jetzt als Christ - dieser 7.Tag geschenkt wurde, dass wir ihn in die Ordnung unseres Lebens, in den Rhythmus von Arbeit und Feier mit eingliedern können. Es ist eine alte, uralte Naturordnung, gerade der Rhythmus der 7 Tage, die sich auch in der Geschichte von uns Menschen bewährt hat. Eine Naturordnung wurde so zur Ge-

schichtungsordnung. Die weisen Menschen im alten Israel (und nicht nur dort) haben das gewusst, haben das auch erfahren und in poetischer Sprache des Schöpfungsberichtes weitergereicht an uns. Und damit wir das wirklich ernst nehmen und nicht nur abwertend sagen: ach ja, aber doch nur eine schöne Phantasie von poetisch angehauchten Menschen, haben sie den Mut gehabt, es auf Gottes Schöpfungswirken zu beziehen. Auch Gott musste und wollte ruhen von seinen Ordnungswerken, wollte über den Sinn dieser Ordnung meditieren, wollte Abstand zu sich selbst gewinnen, alles in einem überdenken. Er war kein Ordnungsfanatiker und Zwangsneurotiker. Er trat zurück von seinen Werken, betrachtete sie, besann sich auf alles, ruhte und sah dabei, dass es „sehr gut“ war. Ein Gottes-Urteil a posteriori.

Wir wissen alle, dass unsere Welt nicht sehr gut ist, dass sie wohl „sehr gut“ gedacht und geplant ist, aber alles andere als „sehr gut“ durchgeführt. Und so hilft es auch nicht allein, sich an das schöne Prinzip „Aus Chaos soll Ordnung werden“ zu halten - obwohl das Prinzip nicht nur schön, sondern wirklich gut und hilfreich ist - wenn wir sehen, dass wir es nicht hinkriegen, dass immer wieder faktisch Ordnungen entstehen, die eher zerstören als aufbauen und die neues Chaos schaffen.

Im 3. Teil meiner Ausführungen, wenn ich auf die gegenwärtige politische und gesellschaftliche Situation zu sprechen komme, werde ich noch konkret davon berichten. An dieser Stelle genügt der Hinweis, dass natürlich nicht jede „Ordnung“ eine „gute Ordnung“ ist, dass der Ruf „Ordnung! Ordnung! Bitte! Verdammt noch mal“ noch keine Heilung schafft, das Chaos u.a. noch vergrößern kann, dass wir also - wenn ich es ganz positiv nehme - allenfalls immer erst auf dem Weg dazu sind, innere Ordnung in uns und unserer Welt zu schaffen, auf dem Weg, einem mühsamen Weg, der das ganze Leben dauert - denn wir sind - was Wunder - wir sind nicht Gott und de facto ruhen wir uns oft zu früh oder auch zu spät aus von unserem Tun, aber eben leider nicht am dafür bereit stehenden 7. Tag. Doch davon später.

2.3.

Damit wir nicht meinen, das Prinzip des ersten Schöpfungsberichtes „Aus Chaos wird Ordnung“, das wär's also, das ist die ultima ratio, die Formel für gelungenes Leben, ein alles bestimmendes Dogma des Lebens, damit wir dieses an sich so wichtige und lebensförderliche Prinzip nicht zum lebenszerstörenden Zwangsdogma machen, gibt es - so wie es die Bibel - noch einen zweiten Schöpfungsbericht, in dem es - verrückt! verrückt!, aber sehr schön - ganz anders zugeht. Auch diesen Bericht kennen Sie alle als kulturell gebildete Mitteleuropäer.

In einer trostlosen dünnen Wüste entsteht dank der milden Bewässerung der Erde durch Gottes Geist eine blühende Oase, der Garten Eden. Der Garten Eden ist eine Oase in einer dünnen, irren und wirren, Wüste, so wie die Erde insgesamt eine „blaue Oase im wüsten Weltenmeer“ ist, wie einer der ersten amerikanischen Astronauten staunend von oben berichtete. Sie ahnen schon, wo dieser Bericht, etwa zur gleichen Zeit wie der erste in schriftliche Form gegossen, entstanden ist - in der Wüste Negev oder in Wüstengegenden Ägyptens oder gar in der Wüste Sinai. Und wer schon einmal eine helle und blumenreiche Oase, üppig ausgestattet, besucht hat, der wird nicht nur von ferne an einen „Garten Eden“ erinnert. Gott ist also hier der Gärtner, der uns Menschen umhegt und pflegt und uns den freundlichen Rat mit auf den Weg des Lebens gibt: „Ihr sollt den Garten Eden - also die Welt, also eure Welt, also euer Leben und das Leben anderer - bebauen und bewahren.“ Unser Leben bebauen, das der anderen aufbauen und vor allem: Das Leben bewahren und nicht zu einem zu frühzeitigen Ende bringen, die fruchtbare Oase nicht wieder in eine tote Wüste verwandeln. Die Gefahr besteht ja immer, wenn die Sandstürme zu stark werden.

Hieß also die Weisheitsrede des ersten Schöpfungsberichtes. „Aus Chaos soll/muss Ordnung, eine sinnvolle, lebensförderliche Ordnung werden, damit Leben auf dieser Erde, in unserem sehr persönlichen Leben möglich ist“ - so lautet die Botschaft des zweiten Schöpfungsberichtes: „Aus toter und lebensfeindlicher Wüste soll eine fruchtbare Oase werden, in dem sich unser Leben entfalten kann. Bebaut und bewahrt das aber bitte auch“.

Chaos versus Ordnung - Wüste versus Oase. Vielleicht sind jedoch beide Botschaften gar nicht so verschieden, sondern sie sagen mit endlichen, menschlichen Worten das gleiche aus, weil wir Menschen eben nur in Bildern, Gleichnissen und Symbolen von der Tiefenstruktur unserer Seele sprechen können, weil wir Ewiges, uns Transzendierendes eben nur annäherungsweise mit endlichen Worten ausdrücken können. Jesus hat bekanntlich seine Gleichnisse immer mit den Worten geschlossen: „Wer Ohren hat, der höre“. Nun, manche haben weggehört, manche haben zu schnell gehört, in ein Ohr rein, durchs andere hinaus, manche haben falsches gehört oder nicht gehört, obwohl sie hörten „Versteh ich nicht, was soll denn das?“, andere haben gehört, das Gehörte aufgenommen und in sich arbeiten lassen - und irgendwann, vielleicht am 7. Tag, haben sie auch verstanden.

Also, damit wir die schöne und hilfreiche Lebensregel „Aus Chaos soll Ordnung werden“ nicht in Stein einmeißeln, dogmatisch festzurren und andere Weisheitssätze nicht mehr zulassen, hat der zweite Schöpfungsbericht in seiner Weisheit danebengesetzt (nicht dagegen gesetzt) „Aus toter Wüste soll in unserem Leben eine fruchtbare Oase entstehen“ - und am Ende meint beides dasselbe.

Gemeint ist dies: Unser Leben gelingt in seiner Fülle nur dann, wenn es uns gelingt, in ihm eine innere ordnende Struktur wiederzufinden, die uns so etwas wie eine äußere Orientierung und einen inneren roten Faden für all unser Denken, Reden und Tun gibt. Und weiter: Unser Leben gelingt in seiner Fülle nur dann, wenn es uns gelingt, unsere innere Wüste, in der wir immer auch leben, in eine blühende Oase verwandeln zu lassen. Das macht Arbeit, sicher, eine lebenslange seelische Arbeit, aber wer sagt denn, dass die innere Ordnung unseres Lebens und die fruchtbare Oase unseres Lebens wie im Märchen vom Schlaraffenland uns einfach in den Schoß fallen?

Leben macht Arbeit. Das weiß die Bibel, wissen die Weisheitslehrer der Bibel. Und sie glauben auch das zu wissen: Von allen Seiten werden wir dabei umgeben von Gott, dem Schöpfer unseres Lebens, als dessen Geschöpfe wir in die Tradition dieser Lebens- und Weltordnung eintreten können, um die kleine Oase unseres Lebens mit anderen zu bebauen und zu bewahren.

3. Vom mühsamen (und mutigen) Weg, dem Leben Sinn und Struktur zu geben

Soweit mein Ausflug in die biblisch-theologischen Uranfänge unseres Lebens, ein Ausflug in die - wie ich es immer stärker empfinde, je älter ich werde - psychologische Lebens- und Glaubensweisheit der Bibel. Sofern wissbegierige Theologen unter uns sind, könnte ich jetzt alles, was ich über die Weisheit der beiden Schöpfungsberichte gesagt habe, noch einmal an der Person Jesu Christi, in dem das brennpunktartig für unser Leben realisiert ist, deutlich machen. Das tue ich jetzt jedoch nicht, belasse es bei dieser Andeutung. Ein anderes Mal, an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit wäre alles, was ich bisher sagte, an dieser Person zu exemplifizieren, wie er eine innere Ordnung in seinem und unserem Leben schafft, wie er die Oase des Lebens inmitten einer Wüstenwelt des Todes ist, sein will, sein kann, gerade indem er durch den Tod hindurchgegangen ist - doch dazu ein anderes Mal an einem anderen Ort.

Ich wende mich in meinem letzten Teil wieder direkt unserem Leben heute zu und spreche „vom mühsamen Weg, unserem Leben Sinn und Struktur zu geben“. Eine kurze Bemerkung vorweg, die auf eine kleine, ansatzweise Freud'sche Fehlleistung bei mir hinweist. Ich hatte mit Herrn Dr. Fischer vor einiger Zeit das Thema des Vortrags besprochen und mir beim telefonieren auch schnell einige Notizen dazu gemacht. Ich konnte meine Schrift aber nur noch schwer lesen, wusste auch nicht mehr genau, was ich gesagt hatte und las also in meinen Unterlagen: „Vom mutigen Weg, dem Leben...“ Das schien mir sinnvoll und stimmig zu sein. Herr Fischer korrigierte mich dann und sagte: „Wir hatten aber vereinbart: Vom mühsamen Weg, dem Leben...“ „Ach ja, das macht auch einen guten Sinn“ sagte ich. Denk ich weiter darüber nach - mühsam und mutig waren bei meiner schnellen Schrift schon zu verwechseln - so macht wohl beides Sinn und das eine ist die Kehrseite des anderen. Also formuliere ich jetzt für uns: „Vom mühsamen, doch auch mutigen Weg, unserem Leben Sinn und Struktur zu geben“.

3.1.

Wir sind alle nicht der „liebe Gott“ und „Ordnung“, also vollständige und dauerhafte innere Ordnung ist noch nicht in unserem Leben (vom Bild der Oase sehe ich mal im Folgenden ab, damit es nicht zu verwirrend wird und bleibe ganz bei der Metapher der Ordnung), ganz und gar nicht. Nicht nur dass wir - wie ein vielgelesenes und geliebtes Buch heißt - „chaotische Gefühle“ in uns kennen und diese sogar als kreativ und lebensfördernd wahrnehmen, wenn sie denn irgendwann neu geordnet werden, so dass das diffus Kreative in uns auch zum geplant Schöpferischen wird, sondern das Chaos überfällt uns immer wieder, auch gegen unseren Willen, mit zerstörerischer Kraft, so dass nicht nur ein so charmantes „kreatives Chaos“ entsteht, mit dem wir gern narzisstisch kokettieren. Nein, das Chaos in uns und um uns verliert schnell seinen Charme des bloß noch ungeordnet Kreativen, wenn wir uns darin verlieren, darin unterzugehen drohen und uns keiner da heraus helfen kann.

Ich möchte also das sog. „kreative Chaos“ unseres Lebens nicht gut heißen und mit einem Glorienschein umgeben, sondern sehr ernst nehmen als durchaus lebensgefährdend. Dabei erkenne ich natürlich nicht, dass das Chaos, eine Krise, die große Krise, auch lebensfördernd sein kann, dass mich das weiterbringt, dass ich daraus lerne usw., wie all diese netten Beschönigungen heißen. Das erkenne ich nicht, aber ich weiß auch und dies weiß ich noch mehr, dass wir Menschen im Chaos versinken können und dass es da nicht immer einen Weg gibt, dem Leben Sinn und Struktur abzugewinnen. Ich denke, es ist deutlich, was ich damit sagen will und an welche fehlgeleiteten Modeerscheinungen ich denke.

Leben macht Arbeit und es ist unsere Lebensaufgabe, eine innere Ordnung für unser Leben zu schaffen. Und da wir eben nicht der „liebe Gott“ sind, kriegen wir das nie vollständig hin, fallen immer wieder zurück in ein lebensfeindliches Chaos, man kann das auch die ‚Sucht‘ zum masochistischen Misslingen von Lebensgestaltung nennen, geschweige denn, dass wir den 7.Tag heilig halten, die uns gesetzte Zeit heiligen, für uns selbst und auch für andere. Das alles tun wir nicht oder bestenfalls nur ansatzweise, denn wir sind unvollkommene, begrenzte, eben nicht-göttliche Menschen, in der Theologensprache: Wir sind „sündige“ Menschen, die ihr eigentliches Ziel des wahren Menschseins verfehlen. So ist es. Deshalb ist Therapie nötig, deshalb ist Suchtberatung nötig, deswegen sind wir Helfer mit unserem noch so ehrlichen Helfersyndrom nicht zuletzt oft auch die „hilflosen Helfer“. Das wissen wir, wenn wir ehrlich sind. Wir sind es nicht nur und vor allem - das wäre wieder ein falsches Negativ-Dogma -, aber wir sind es auch und oft öfter, als uns lieb ist. So ist es.

Deshalb ist es in der Tat ein mühsamer, aber auch mutiger Weg, unserem Leben und dem Leben anderer neben uns Sinn und Struktur zu geben. Mühsam ist der Weg, weil er

viel seelische Arbeit macht, weil er uns manchmal überfordert, weil wir oft nur so ganz mühselig langsam vorankommen, weil wir oft meinen, wir treten gar auf der Stelle oder fallen zurück in schon längst überwunden geglaubte Handlungsweisen. Mühsam ist der Weg, weil er ein Leben lang andauert und bis zu unserm Lebensende nicht endet. Paulus sagt davon ganz richtig: "Nicht dass ich's schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, weil ich davon ergriffen worden bin". Gut, ja heilsam, wenn wir dem wirklich nachjagen, es muss ja nicht einmal ein Jagen sein, einfaches Gehen im Trippelschritt reicht oft auch aus. Ein mühsamer Weg. Und ein mutiger Weg zugleich, weil dahinter die Hoffnung steht, dass es sich lohnt, an sich zu arbeiten und dass ich auf diesem Weg wirklich weiterkomme, so langsam es oft auch vorangeht, oder soll ich besser sagen: voranzugehen scheint. Einmutiger Weg, weil es auch oft ein einsamer Weg ist, weil mich zwar liebevolle, hilfsbereite Menschen auf diesem Weg begleiten können, weil ich ihn am Ende aber allein gehen muss. Das entscheidende Stück des Weges, wirklich diese innere Ordnung, diesen inneren roten Faden meines Lebens zu finden, muss ich selbständig und eigenverantwortet allein gehen. Das kann und darf mir keiner abnehmen. Hier hat jeder nur allzu hilfsbereite Helfer schamvoll stehen zu bleiben, nicht in das Allerintimste eindringen zu wollen. Da „versündigen“ wir uns in lauter gutgemeinter Hilfsbereitschaft leider auch oft, wir oft so hilflosen Helfer. Ein mühsamer und mutiger Weg also, Sinn und Struktur/ Ordnung in unser Leben zu bringen.

3.2.

Und was das Ganze noch schwieriger oder auch komplizierter macht: Jeder muss seinen eignen Weg gehen. Da gibt es kein Patentrezept. Ich kann zwar bei anderen was abgucken, aber ich muss es übertragen in meinen Lebensweg, in meine Biographie hinein. Und jeder Mensch ist verschieden und daher auch der Weg seines Lebens. Und was für mich eine heilsame und notwendige Ordnung ist, das muss es noch nicht für den anderen sein. Mein Schlüssel-Erlebnis, von dem ich am Anfang sprach, ist natürlich nicht glatt übertragbar auf andere. Es ist mir zum Ur-Erlebnis geworden. Weil es mich in einer bestimmten Phase meines Lebens in der Kontingenz von Raum und Zeit 'überfallen' und geprägt hat, vielleicht auch nur, weil ich in dieser Situation offen dafür war, wer weiß. Wir können uns zwar jeweils über unseren mühsamen und mutigen Weg, Sinn und Struktur in unser Leben zu bringen, unterrichten, können davon erzählen, können dem anderen staunend zu hören, können sogar fragen: was kommt dafür auch für mich infrage, kann ich daran partizipieren (salopp formuliert: kann ich davon etwas für mich klauen?), aber den Weg selbst muss jeder für sich gehen. Das ist nun mal so.

Deshalb ist es auch an dieser Stelle schwierig, konkrete Beispiele und Anschauungsmodelle vorzustellen, wie das denn zugehen kann. Jeder muss da, so ehrlich wie es geht, in sein eigenes Leben hineinblicken: wo ist da die Gefahr des Chaos?, wo sind da Strukturen der Ordnung?, zu viel?, zu wenig?, klamme ich mich zu sehr an formale Ordnungen?, verwerfe ich sie zu schnell in einem übertriebenen Freiheitsbedürfnis?, usw.: also ehrlich mit sich selbst umgehen, den 7.Tag beachten, zurücktreten von sich selbst und all seinem Tun, sich mit dem nötigen Abstand betrachten, sich selbst nicht gar zu ernst nehmen - Selbstironie ist hier (nicht allgemein, aber hier) durchaus eine Tugend - und dann unbeirrt weitergehen, im Vertrauen darauf: ich gehe diesen mühsamen Weg, meinem Leben Sinn und Struktur zu geben, konsequent weiter, lasse mich nicht irre machen, auch nicht durch Rückfälle, durch chaotische Anfälle. Ich weiß, das sagt sich alles sehr leicht, aber ich hoffe, sie nehmen mir ab, dass ich nicht nur wie ein Blinder von der Farbe rede.

3.3.

Ich kann hier also aus grundsätzlichen Gründen nicht mit Beispielgeschichten und Anschauungsmodellen dienen. Damit ich aber nicht allzu allgemein und proklamatorisch bleibe, wähle ich eine mittlere, überindividuelle Ebene, auf der Vergleiche und eine gewisse Verallgemeinerung möglich sind. Ich greife zur Veranschaulichung zwei gesell-

schaftspolitische Bereiche heraus, in die wir alle mehr oder weniger verwickelt sind, von denen wir zum mindesten alle eine vage Erfahrung haben und uns auch vage Urteile zu-
trauen. Daran möchte ich diesen mühsamen und leider oft auch fehlerhaften Weg, Sinn,
Ordnung und Struktur in unser Leben zu bringen, im Misslingen und Gelingen deutlich zu
machen versuchen.

Ich sage zunächst einiges zu meiner Einschätzung des Irak-Krieges und dann etwas zur
Situation in Israel. Das eine ist für mich Zeichen eines fehlerhaften Weges, das andere
Zeichen eines sehr mühsamen, aber mutigen Weges, Ordnung zu schaffen. Ich werde
beide Anschauungsmodelle natürlich nur bewusst fokussieren auf unsere Fragestellung
hin und lasse alle anderen hochkompliziert Verwicklungen dieser Modelle ‚außen vor‘.

Einige Anmerkungen zum Irak-Krieg: Die US-Regierung, genauer die Bush-Admi-
nistration, ist angetreten, die „Achse des Bösen“ aufzudecken und in dem von Saddam
despotisch regierten Irak „Ordnung“ zu schaffen. Dem chaotische Saddam-Regime muss
mit Gewalt ein Ende bereitet werden, damit echte demokratische Ordnung entstehen
kann. Also eine - im psychologischen Sinn - typische „Krisenintervention“, eine Form
von „globaler Sucht-Therapie“ für dies Land. Wir sehen alle, was daraus geworden ist. Ich
will mich im Folgenden bemühen, mich, soweit möglich, einer Bewertung zu enthalten,
zumal ich als Außenstehender und Unbeteiligter gut reden habe, wenn ich dabei wäre,
würde ich sicher viele Dinge anders sehen. Aber doch soviel glaube ich sagen zu kön-
nen:

Unter dem despotischen Saddam-Regime, gegen dessen Absetzung ich von niemandem
auch nur ansatzweise Widerspruch gehört habe, herrschte vorher im Irak eine, wenn
auch sehr „fragile“ Ordnung. Diese Ordnung war sicher keine gottgewollte, sie war sicher
sehr willkürlich und parteiisch, aber nach allem, was wir wissen, hatte die Mehrheit der
Bevölkerung sich in dieser „fragilen Ordnung“ irgendwie eingerichtet, sie gab ein gewisse
Verlässlichkeit und Kontinuität, auch in dem Wissen darüber, wann ich Angst vor Repres-
sion und Folter haben muss und wann nicht. Man hatte sich auf sehr niedrigem humanen
Niveau eingerichtet, hatte auch seine orientalische Kultur und Religion (vom Streit zwi-
schen Sunniten und Schiiten sehe ich hier mal ab), hatte also im ganzen das, was der
erste Schöpfungsbericht mit dem Symbol des 7. Tages andeutet.

Nun interpretierte die Bush-Administration dies als inhuman und - der Ausdruck ist oft-
mals gefallen - chaotisch. Konsequenterweise sollte der Krieg die fehlende „Ordnung“
wieder herstellen bzw. diese Ordnung überhaupt erst schaffen. Was Ordnung ist, war al-
so der Kriegs-Krisen-Intervention bekannt, diese sollte jetzt - im guten Glauben, im irri-
gen Glauben - hergestellt werden. Dass Ordnung nicht doktrinär dekretiert werden kann,
dass für Orientalen „Ordnung“ etwas anders ist als für US-Fundamentalchristen und auch
anderes als für liberal angehauchte EU-Bewohner (Stichwort: altes Europa - neues Euro-
pa), das kam den Ordnungsbringern nicht in den Sinn. Dass im Irak, nach allem was wir
wissen, es vor der Intervention durchaus so etwas wie eine „sehr fragile Ordnung“ gab,
die durch die Intervention mit Verve zerstört wurde, kam nicht - und ich befürchte, kommt
immer noch nicht - in den Blick dieser Ordnungshüter, die sich als Heilsbringer empfin-
den. Überraschenderweise entsteht neues Chaos, größeres Chaos als vorher. Überra-
schend? Ist das verwunderlich? Wenn diese neue Ordnung keinen „Sitz im Leben“ hat,
wenn sie fremdbestimmt von außen verordnet, also aufoktroziert wird, kann es kein Wun-
der sein, dass das Chaos nur noch größer wird. Wir sehen es jetzt.

Der Fehler ist nicht einmal die Invasion/Intervention als solche. Es mag ja vielleicht rich-
tig gewesen sein, den menschenverachtenden Saddam auszuschalten, manchmal geht
das nicht anders (zu erinnern ist hier auch an den Widerstand des 20. Juli gegen Hitler).
Unsere Welt, in der wir leben, ist eben leider kein „Garten Eden“. Der Fehler war und ist,
zu meinen, man habe eine „heilvolle Ordnung“ im Gepäck, die für alle und für jeden an je-

dem Ort und zu jeder Zeit gilt. Und der noch größere Fehler war und ist, man müsse sich gar nicht in die Psyche/die Seele eines zu einer neuen Ordnung befreiten Volkes hineinversetzen, um zu prüfen, ob diese Ordnung denn auch für sie angemessen ist. Das ist alles nicht geschehen. Blauäugig, im blinden Vertrauen auf die eigene Ordnung - die für Herrn Bush und die Seinen durchaus sinnvoll sein mag, als partielle Ordnung in Raum und Zeit von Texas und eines vom Alkohol genesenen bekehrten Christen - sollte diese einfach schnurstracks auf andere übertragen werden. Der sogenannten „Achse des Bösen“ dort steht die „Allianz des Guten“ hier gegenüber, als ob - aber hier trage ich sicher Eulen nach Athen - sich Gut und Böse so einfach auf verschiedene Menschen, Staaten, Weltanschauungen, Religionen verrechnen ließe.

Genug der Analyse an dieser Stelle. Ich hoffe, es ist deutlich geworden, wie schwer es ist, den mühsamen Weg, Sinn und Struktur und Ordnung in unser Leben, vor allem aber in das Leben anderer, hineinzubringen, wirklich glaubwürdig zu gehen. Immer dann wird er scheitern, wenn ich meine, ich habe eine unaufgebbare Option auf Ordnung in meinem Gepäck und müsste damit nur andere beglücken - Nein, jeder Mensch, hier jedes Volk, muss seinen, ihren eigenen Weg finden und gehen. Sehr mühsam ist das, es gehört viel Mut dazu, auch der Mut derer, die zuschauen und nicht alles besser zu wissen glauben dürfen.

Einige Anmerkungen zur Situation in Israel: Auf den ersten Blick scheint es hier ganz ähnlich zu sein und vieles ist auch ähnlich, obwohl die USA sich hier seit Jahren schon viel stärker zurückhalten als bei der Invasion in den Irak. Mache meinen sogar, sie halten sich zu stark zurück, sollten sich mal besser einschalten, ihre Macht ausspielen, den Sharon in seine Schranken weisen, um endlich Ordnung zwischen den Israelis und den Palästinensern in diesem Besiedlungs-Chaos und Selbstmord-Chaos zu schaffen. Ich will nicht beurteilen, ob diese Zurückhaltung klug oder nur feige ist. Ich stelle nur fest, dass die Suche nach einer wie auch immer gearteten Ordnung in Israel/Palästina weithin den Beteiligten selbst überlassen wird. Und auch wenn ich oft den Eindruck habe (ich kenne mich da recht gut aus, habe viele israelitische Freunde, war in den letzten 20 Jahren ca. 25x in Israel), die kriegen das nicht hin, hier muss von außen geholfen und „Ordnung“ geschaffen werden, so habe ich doch am Ende immer wieder den Eindruck: Nein, die müssen das selbst hinkriegen, auch wenn's noch so lange dauert, auch wenn' noch so viel Umwege, Irrwege, chaotische Rückschritte gibt.

Ich habe einige gute Gründe für diese Annahme. Zunächst ist wahr, dass 1948 nach der durch die Westmächte initiierten Proklamation des „Staates Israel“ dieser, ohne die dort wohnenden Araber zu konsultieren, über ihre Köpfe hinweg einfach so festgesetzt wurde. Eine neue „Ordnung“ wurde den Arabern aufoktroziert. Die Folgen sind bekannt. Sofort Scharmützel um das „heilige Land“, dann 6-Tage Krieg, Eroberung der sogenannten Westbank, Jom-Kippur-Krieg, Dauerwiderstand der Palästinenser, Rückgabe des Sinai, Oslo-Vertrag, road map usw., ein Palästina wie ein Schweizer Käse, mit all den Aggressionen und Attentaten auf beiden Seiten. Dies alles als Folge einer von außen festgesetzten „Ordnung“, die keine organisch gewachsene Ordnung (erinnere: zunächst „Licht-Finsternis, ganz am Ende erst „Mann-Frau“ im Schöpfungsbericht) sein konnte, weder für die einen (den aggressiven Siedlern war es zu wenig Land), noch für die anderen (denen wurde von heute auf morgen ihr Land weggenommen, die Dauer-Flüchtlingslager in Jordanien sind noch bis heute Zeugnis dafür). So weit, so schlecht, so zum mindesten ähnlich wie im Irak und kein Wunder, dass man heute in Israel kaum von „Ordnung“ sprechen kann, dass das „Chaos“, allerdings ein mit viel Geduld und Chuzpe ertragenes Chaos („Wir Juden sind das gewohnt, es war bei uns immer so“), regiert.

Doch das ist nicht alles. Da ist die Altstadt in Jerusalem. Sie ist der sicherste Ort in ganz Israel. Fast so wie das absolut ruhige Auge in einem Wirbelsturm. Noch nie hat es - meines Wissens nach - dort ein Selbstmordattentat gegeben, wenn man mal von Verrückten

auf beiden Seiten (Scharon, der unbedingt provokatorisch den Tempelberg besuchen musste - arabische Jugendliche, die ohne jeden Grund Steine von der Klagemauer werfen) absieht. Die Altstadt ist absolut ruhig und man kann da unbesorgt entlang spazieren und die heiligen Stätten besuchen. Das herrscht Ordnung, fast wie nach einem ungeschriebenen Gesetz. Und das hat seinen guten Grund. In der Altstadt gilt seit fast 1000 Jahren, das geht weit in die osmanische Zeit zurück, das sog. Millet-System. Das bedeutet: Die Altstadt, der heiligste Ort ganz Israels, ist in vier Viertel aufgeteilt - das armenische, das christliche, das jüdische und das muslimische Viertel. Ein Außenstehender kann die Grenzen dieser Viertel nicht erkennen, sie gehen in einander über. Und doch sind da unsichtbare Grenzen, die jeder respektiert. Wer sich länger da bewegt, wird sie auch mit der Zeit kennen und schätzen lernen. Jedes dieser Viertel ist autonom und keiner mischt sich in die Angelegenheiten des anderen ein. Trotzdem sind diese Viertel natürlich ökonomisch, menschlich, administrativ miteinander verbunden. Z.B. kennen die Wasserleitungen keine Grenzen. Also eine Stadt in der Großstadt Jerusalem, diese nur 2 km² große Altstadt, aber auch vier Städte, vier autonome Alt-Städte, über 1000 Jahre.

Nach ungeschriebenen Gesetzen kommt man miteinander aus, respektiert sich, schimpft natürlich auch einmal aufeinander, aber respektiert sich doch, noli me tangere, keiner rührt die Rechte des anderen an. Das führt hin bis zu so skurrilen Einzelheiten, dass die christliche Grabeskirche, in der sich sechs christliche Konfessionen um jeden cm heiligen Bodens streiten, ein Jahrhunderte alter Dauerstreit, von zwei islamischen Türwächtern morgens und abends bewacht wird. Wenn die nicht aufschließen, kommt keiner rein. Die Schlüsselgewalt über die christliche Grabeskirche hat seit Jahrhunderten eine islamische Familie, bis hin zum sog. „status quo“, eine kleine sechssprossige Leiter, die immer unverrichteter Dinge über dem Eingang steht. Sie hat keine Funktion, aber sie steht da, gehört zum „status quo“ - heißt auch so - diese Ordnung darf nicht verändert werden. Jeder respektiert das.

Es ist also so, dass in Israel/Jerusalem eine ganz alte Tradition, man kann auch sagen eine aus dem Inneren heraus gewachsene Ordnung existiert, die dem Chaos wehrt. Diese Ordnung wird von allen anerkannt. Und so ist vernünftiges Leben in der Altstadt in Jerusalem möglich. Wenn ich nach Israel fahre, logiere ich immer in der Altstadt Jerusalems, da bin ich sicher. Stets neues Chaos also in der nicht gewachsenen, sondern aufoktroierten staatlichen Ordnung drum herum - intakte, wirklich intakte Ordnung im absolut ruhigen Auge des Schmelztiegels, denn natürlich ist die Altstadt - Felsendom, Grabeskirche, Klagemauer- das religiöse Zentrum Israels.

So schreibt der Palästinenser Mitri Raheb aus Bethlehem :“Millet bedeutet so etwas wie Religionsgemeinschaft. Jede anerkannte Millet hatte das Recht, ihre eigene Sprache zu benutzen, eigene religiöse, kulturelle und erzieherische Institutionen und eigene Gerichtshöfe zu unterhalten. Das kommt in dem traditionellen palästinensischen Stadtbild gut zum Ausdruck Die Städte waren in Millet-Viertel unterteilt, so wie die Altstadt Jerusalems in vier Viertel unterteilt ist (...). Das Individuum hatte kein Gewicht. Jeder Mensch wurde vielmehr von seiner Religion her definiert. Jede Religionsgemeinschaft war so etwas wie ein unabhängiger Staat im großen islamischen Staat.“ Und Teddy Kollek, alter Bürgermeister Jerusalems ergänzt dies und schreibt: „Das Allerwichtigste, was wir getan haben, war, nach 1966 den Tempelberg in die Administration der Araber zu lassen. Die Tatsache, dass der Tempelberg so geführt wird, ist vielleicht das wichtigste Element der friedlichen Beziehungen in Jerusalem“ (zit. nach Jüd. Allg. Wochenzeitung)

Meine persönliche - aber nur ganz persönliche - Vision ist diese: Wenn es den Beteiligten vor Ort endlich gelingt, das historisch organisch gewachsene Millet-System, das alle anerkennen, auf das viel zu schnell und fremdbestimmt entstandene Israel/Palästina zu übertragen, dann kommt „Ordnung in dieses Chaos“, eine Ordnung, die räumlich und zeitlich situationsgemäß ist. Bis dahin ist es sicher noch ein langer Weg, ein mühsamer und si-

cher auch für die Beteiligten ein mutiger, aber es gibt dies Vor-Bild, das Kontinuität und Verlässlichkeit symbolisiert.

Was habe ich mit diesen beiden Beispielen sagen wollen? „Ordnung“ kann man nicht verordnen, sie muss aus dem Chaos heraus langsam wachsen, so wie im Schöpfungsbericht der Mensch, so differenziert und diffizil wie er nun einmal ist, nicht am Anfang steht, sondern erst am Ende. Zunächst muss das Allernötigste getan werden, muss Licht von Finsternis geschieden werden, ganz grob und elementar, und dann muss man langsam weiter sehen. Denn auch das gerade beschriebene „Millet-System“ ist nicht vom Himmel gefallen, sondern ist langsam über Jahrhunderte hinweg mit ‚trial and error‘ gewachsen. Und sodann: Achte stets auf die besondere Situation vor Ort und übertrage nicht blind deine Vorstellung von Ordnung in eine andere Situation hin ein.

Das gilt natürlich - um diese politischen Beispiele jetzt wieder zu verlassen - auch im persönlichen Leben. Mein Chaos ist nicht dein Chaos, meine Ordnung ist nicht deine Ordnung. Aber auf dem mühsamen und hoffentlich erfolgreichen Weg vom Chaos zur Ordnung, zu Sinn und Struktur in unseren Leben, können wir uns gegenseitig begleiten. Die einen sind da schon weiter als die anderen, die einen scheinen schon fast am Ziel zu sein. Schön. Fast am Ziel. Andere sind und bleiben Anfänger, im Grunde bleiben wir immer blutige Anfänger. Nur der Weg ist klar und das Ziel ist auch klar. „Aus Chaos soll Ordnung werden, eine sinnvolle Ordnung“, die meinem Leben Struktur und Sinn verleiht.

3.4.

Ich schließe ab - wie es sich bei einem Vortrag, der den Anspruch hat, rund zu sein, gehört - indem ich noch einmal auf den Anfang und auf mich persönlich zurückblicke. Denn nur von mir kann ich einigermaßen verlässlich Auskunft über meinen sehr individuellen Weg geben und dabei hoffen, dass er nicht nur individuell oder gar privatistisch ist, sondern auch exemplarische Elemente in sich trägt, die übertragbare Kräfte in sich bergen..

Ich habe berichtet von einem Schlüsselerlebnis, in dem „Krisenintervention“ in der Form stattfand, dass ich in einer durchaus chaotischen Situation von mir aus „Struktur“ vorgab, die in dieser konkreten Situation von den meisten Teilnehmern als „hilfreiche Ordnung“ wahrgenommen wurde und schließlich auch von der Auslöserin, der Frau die sich „als eine einzige Krise“ bezeichnete, akzeptiert wurde. Ich kenne natürlich nicht die weitere Wirkung dieser Intervention, weiß nicht einmal, ob sich die Teilnehmer, säßen sie heute unter uns, sich noch darin erinnern könnten. Für sie war es wahrscheinlich eine belanglose, ganz alltägliche Intervention, die nichts zu bedeuten hat. Macht man halt so, man kann's aber auch anders machen und die in der Mitte sitzende Krise groß und breit thematisieren, bis die „Krise“ genügend Aufmerksamkeit bekommen hat und sich bis zum nächsten Mal wieder in den Kreis zurückziehen kann.

Für mich war dieses Erlebnis, wie ich sagte, ein Schlüsselerlebnis, Deshalb ist es auch bis heute in meiner sehr lebendigen Erinnerung. Dies Erlebnis ist nicht übertragbar, aber vielleicht ist der Lernerfolg, den ich daraus für mich zog, durchaus übertragbar auf andere.

Ich habe gelernt, dass es in solchen Situationen, die man nicht selbst heraufbeschworen hat, sondern die ungewollt über einem kommen (das unterscheidet z.B. diese Situation von der US-Intervention im Irak-Krieg), darauf ankommt, klar und erkennbar und strukturiert zu sein. Ob die Struktur, die ich gewählt habe, sachlich - also unter therapeutischen Gesichtspunkten - richtig war, ist durchaus auch wichtig. Wichtiger für mich war und ist aber, dass ich selbst als erkennbare Struktur und Ordnungsfaktor dieser chaotisch-diffusen Situation gegenübertrat. Da ist einer, der weiß - der scheint zu wissen - wo es jetzt lang geht und zeigt dies auch deutlich und lässt sich darin nicht irre machen.

Ich habe in ähnlichen Situationen manche Menschen erlebt, die schwankten hin und her, sie ‚eierten‘, versuchten nach allen Seiten zu vermitteln, Verständnis für die und das und auch wieder das Gegenteil zu signalisieren. Das mag in krisenlosen normalen Zeiten gut und richtig, sogar sehr nötig sein, denn alles hat bekanntlich zwei, wenn nicht gar drei Seiten, und es gibt keine einfachen Lösungen. In Krisensituationen, wenn alle Dämme zu brechen drohen, ist es zunächst wichtig, Struktur vorzugeben. Wenn Hochwasser im Nil ist und die Dämme brechen, kann ich kein Kolloquium über Dammbautechniken abhalten, sondern dann muss ich handeln.

Eine kleine hanseatisch geortete Nebenbemerkung. Der große Erfolg, den Helmut Schmidt hatte, als er beim großen Hochwasser in Hamburg vor 40 Jahren das Regiment übernahm, beruht eben darauf, dass er nicht fragte und diskutierte und Einsatzpläne hin und her wendete, sondern dass er in dieser Situation einfach handelte und eine Struktur vorgab. Man konnte sich darauf verlassen, wollte es auch, brauchte es auch. Endlich einer, der die Sache in die Hand nimmt. Ob alles, was er tat, auch sachlich richtig war, steht auf einem anderen Blatt und hat sich am Ende als zwar auch wichtig, aber in actu zweitrangig erwiesen.

Ich habe daraus für mich und für mein pastorales Handeln den Schluss gezogen: Du musst für andere erkennbar sein in deiner Position, „Kenntlichkeit des Evangeliums“ nennen wir es innertheologisch. Du darfst nicht eiern, alles dauerreflektierend immer wieder hin und her wenden ohne zu sagen, wo du stehst, was du bist, was für dich richtig ist. Ja, es gibt Situationen, natürlich, da muss ich auch sagen: „Ich weiß hier nicht weiter, ich bin unsicher“. Aber ich sage dann auch: „Für mich ist es — bis zum Erweis des Gegenteils — so und so“. Ich beziehe Position, ich habe eine Position. Ich habe den Auftrag, für andere eine innere Ordnung vorzugeben. Wenn nicht ich, wer dann? Ich will anderen meine Ordnung, meine Struktur, meine Sinndeutung des Lebens nicht aufzwingen, wie käme ich dazu, ich heiße doch nicht Bush, aber ich will sie anderen nicht vorenthalten. Andere haben ein Anrecht darauf, sie zu erfahren, wenn sie mich danach fragen. „Jetzt weiß ich, wo du stehst, was du denkst, was deine Position ist, deine innere Mitte.“ Die „Kenntlichkeit des Evangeliums“ und die „Kenntlichkeit des Trägers und Probanden dieses Evangeliums“, also meine Kenntlichkeit, ist eine Bedingung dafür, dass der andere, das Gegenüber, chaotisch oder halbchaotisch oder gar kaum chaotisch, sich im Gegenüber zu mir, möglicherweise auch in Widerspruch zu mir, selbst wahrnehmen kann, sich daran reiben, sich abarbeiten, auch sich darin partiell wiederfinden und sich mit mir, mit der von mir repräsentierten Ordnung, identifizieren kann. Partiiell und versuchsweise, bis zum Erweis der eigenen sich herausbildenden Lebensordnung.

Das ist mir zum Prinzip meines Handelns, meines Denkens und meines Glaubens geworden. Ich rekurriere dabei auf die beiden Schöpfungsberichte und auf meine Erfahrungen im Umgang mit Menschen in meiner Umgebung. Ich bin kein Therapeut, sondern einer, der auf dem mühsamen und hoffentlich irgendwann auch erfolgreichen Weg ist, der inneren Ordnung seines Lebens und des Lebens insgesamt so nahe zu kommen, wie es irgend menschenmöglich ist. Ich hab die Erfahrung gemacht, dass anderen Menschen, die zu mir kommen, die vielleicht gerade bewusst zu mir kommen (jeder sucht sich ja den aus, von dem er meint, etwas partizipieren zu können), damit geholfen ist für ihren eigenen Weg, wenn sie an mir und in mir für sich diese Ordnung wahrnehmen, sicher immer noch recht gebrochen, aber doch erkennbar wahrnehmen.

„Aus Chaos wird Ordnung“, wird eine sinnvolle und gute Ordnung, die mein Leben strukturiert, ihm Kontur, Grund und Ziel gibt. Das ist eine Lebensaufgabe in unserer so chaotischen Welt, die das Angebot, ja das Geschenk dieser Ordnung (siehe nochmals die Botschaft beider Schöpfungsberichte) dringend bedarf, um zu überleben, ja um überhaupt erst zum Leben, einem sinnvollen Leben zu finden.

"Mein Kind hat nichts gemerkt!"

Suchtmittelabhängige Mütter und ihre Kinder



Gabriele König, Leiterin der komplementären Abteilung des STZ, bei ihrem Vortrag im SuchtTherapieZentrum Hamburg am 24. Juni 2004

155 Jahre Martha Stiftung. Vor einhundertfünfundfünfzig Jahren, 1849, hat unsere Stifterin Wilhelmine Mutzenbecher eine Einrichtung gegründet, die speziell Frauen fördern und unterstützen sollte. „Ausbildung und Betreuung von Dienstmädchen“ lautete damals das Stiftungsziel.

Für junge Mädchen und Frauen aus armen Verhältnissen gab es zu dieser Zeit gar keine andere Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, als sich in reichen Haushalten zu verdingen. Die Lebensumstände dieser „Dienstmädchen“ sind Ihnen vielleicht bekannt: getrennt von den eigenen Familien lebten sie, nicht selten untergebracht in fensterlosen Bettverschlägen, nur für die Bedürfnisse ihrer Herrschaften. Oft auch für die sexuellen Bedürfnisse der Hausherrn und ihrer Söhne. Bürgerrechte gab es für diese Mädchen ebenso wenig wie Freizeit.

Eine Stiftung, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts dieser Mädchen annahm, die, laut gängiger Ideologie für so ein dienendes Leben vorherbestimmt waren, kann man für die damalige Zeit als aufgeklärt bezeichnen. In der Martha Stiftung wurde dem unmündig gehaltenen Hauspersonal wenigstens ein Grundstock an Fachwissen – und damit an Selbstbewusstsein vermittelt. Und die jungen Frauen hatten in vorgewerkschaftlicher Zeit Ansprechpartner, bei denen sie ihre Klagen loswerden konnten – und die sich für sie einsetzten.

1922 gründete die Martha-Stiftung bereits ein Mütterheim. Aufgenommen wurden Frauen, die mit ihren außerehelich geborenen Kindern nirgendwo sonst unterkommen konnten. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, hier einen Bogen zu den Dienstmädchen zu schlagen, die von ihren Herrschaften zu kurzen Abenteuern missbraucht und dann aus dem Haus gejagt wurden.

Ganz in dieser Tradition befindet sich unsere Einrichtung für Frauen und Kinder heute nicht mehr. Wir versuchen abhängigen Frauen und ihren Kindern ein Zuhause zu geben, einen Platz an dem sie Geborgenheit und Hilfe zur Alltagsbewältigung finden. Frauen, die auch abhängig sind: von Suchtmitteln, von unterdrückenden oft gewalttätigen Männern, fast immer von finanzieller Sozialhilfe zum Lebensunterhalt. Wie die Dienstmädchen früher, haben viele dieser Frauen keine Ausbildung, keinen familiären Rückhalt – heutzutage aber auch keinen Arbeitsplatz..

Unser Nachsorgezentrum besteht seit 26 Jahren. Erst seit 10 Jahren nehmen wir auch suchtmittelabhängige Frauen mit ihren Kindern auf.

Ich habe mein Referat „Mein Kind hat nichts gemerkt“, genannt. Diese Äußerung hören wir sehr häufig von unseren Klientinnen. Ein Satz, der die Probleme der Kinder und Mütter in unserem Haus auf den Punkt bringt und als Titel die Möglichkeit bietet, über die Kinder und ihre Probleme zu sprechen, weil wir wissen, dass diese Aussage nicht wahr sein kann. „Mein Kind hat nichts gemerkt“, dieser Satz ermöglicht auch einen Blick auf die Frauen. Auf die Frage nach den Hintergründen und der Bedeutung einer solchen Aussage. „Mein Kind hat nichts gemerkt“ - ein Titel, der mir die Möglichkeit bietet, die therapeutische Arbeit mit Müttern und Kindern in der Nachsorge vorzustellen.

1. Kinder suchtkranker Eltern bzw. Mütter

Dass Kinder einiges von der Suchtkrankheit ihrer Eltern mitbekommen, wird in der letzten Zeit häufig thematisiert.

In Deutschland leben schätzungsweise 2,6 Millionen Kinder von Eltern mit einer alkoholbezogenen Störung und 40.000 Kinder, deren Eltern illegale Drogen konsumieren.

Zum Glück sind die Zeiten vorbei, in denen sich die Suchthilfe ausschließlich mit den Suchtkranken befasste und nicht nach den Kindern fragte. Mit Recht hießen frühere Buchtitel anklagend „die vergessenen Kinder“ oder „Helft mir meine Eltern trinken“.

Heute weiß man:

Der Suchtmittelkonsum suchtkranker Eltern hat für deren Kinder tiefgreifende Auswirkungen. Wobei es einen Unterschied macht ob Vater oder Mutter oder beide betroffen sind. Auch unterscheiden sich die Lebensbedingungen, je nachdem welches Suchtmittel konsumiert wird – legal oder illegal. Bei illegalen Drogen spielt der soziale Kontext, in dem Drogen konsumiert werden und wie das Umfeld damit umgeht eine wesentliche Rolle. Weitere Faktoren sind Beschaffungskriminalität, Gefahr einer Überdosierung, gesundheitliche Verelendung, soziale Isolation. Im legalen Bereich wird länger versucht eine „sogenannte Normalität“ besonders nach außen hin aufrecht zu erhalten.

Für viele Kinder ergeben sich aus den Belastungssituationen besondere Regeln, denen sie sich zu unterwerfen haben. Häufig zum „Schweigen verurteilt“ – auch ein Buchtitel – müssen sie nach außen den Schein einer heilen Familie wahren. Insbesondere bei alleinerziehenden Müttern müssen sich die Kinder weit über ihr Alter hinaus verantwortlich zeigen. Sie erfahren häufige Frustration kindlicher Bedürfnisbefriedigung, was Sicherheits-, Verlässlichkeits- und Geborgenheitswünsche betrifft.

„Rede nicht, fühle nicht, traue nicht“ sind die Regeln nach denen die Kinder ihr Verhalten ausrichten. Die Kinder entwickeln unterschiedliche Bewältigungsstrategien, die ihnen das Überleben in dem gestörten Familiensystem ermöglichen. Die verschiedenen Möglichkeiten der Anpassung von Kindern werden häufig als Rollen beschrieben: als „verantwortlicher Ersatzpartner“ sorgen sie für das Funktionieren des Familiensystems; als „Problemkind“ lenken sie von den elterlichen Problemen ab, das „un-sichtbare Kind“ schützt sich mit dieser Rolle vor unkontrollierten Reaktionen der Eltern, und das aufgeschlossene und fröhliche „Maskottchen“ wahrt den Schein, dass alles in Ordnung ist.

Gemeinsam ist den Bewältigungsversuchen, dass das Kind altersunangemessene Verantwortungs- und Problemlösestrategien entwickeln musste, um sich in einem schwierigen Familiensystem entwickeln zu können. Die daraus erwachsenen Probleme sind je nach Dauer, Art und Häufigkeit der Exposition individuell verschieden und können von Entwicklungsverzögerungen, Kontakt- und Anpassungsstörungen bis hin zu psychiatrischen Auffälligkeiten und selbstverletzendem Verhalten reichen.

So verschieden die Rollen der Kinder auch sind –sie alle empfinden seelische Schmerzen und haben ein niedriges Selbstwertgefühl.

Diese negative Grundstimmung ist ein wichtiger Faktor für Entwicklungsprobleme. Sind die Kinder erwachsen, verbindet sie überhöhte Verantwortlichkeit für sich und andere, Schuldgefühle, Grenzenlosigkeit gegenüber Personen und Dingen, Suizidalität, erhöhte Suchtgefahr oder die Tendenz sich einen süchtigen Partner zu suchen.

Aktuelle Forschungsergebnisse deuten glücklicherweise darauf hin, dass Kinder, deren Eltern ihre Abhängigkeit überwinden, relativ gute Prognosen haben, lebenswichtige Fähigkeiten zu entwickeln und zu einem zufriedenstellenden Leben zu finden. Dabei ist von wichtiger Bedeutung wie früh und wie dauerhaft die Hilfen einsetzen. Wesentlich ist die Vernetzung der Maßnahmen mit anderen familienbezogenen Hilfen.

2. Suchtkranke Mütter

Suchtkranke Mütter sind häufig selbst auch Kinder von Suchtkranken. Sie sind in ihrer Kindheit all diesen vorhin beschriebenen Problemen ausgesetzt gewesen. Daneben ha-

ben sie oft als Kinder und auch als Erwachsene sexuelle und auch andere Gewalt erlebt. Die Komorbiditätsrate hinsichtlich depressiver Symptome, Persönlichkeitsstörungen und Essstörungen ist relativ hoch. Die Frauen haben ein sehr negatives Selbstwertgefühl mit selbstabwertenden und auch autoaggressiven Tendenzen.

Für viele suchtkranke Mütter ist mit dem Wunsch nach einem Kind oftmals auch der Wunsch und die Hoffnung verbunden, einen Weg aus der Sucht in ein sogenanntes „normales“ Leben zu finden. Mutterschaft scheint ein Weg zu sein, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Das Kind soll der lebende Beweis werden: für die Gesundheit der Frau und ihre Fähigkeiten ein verantwortungsbewusstes, normales Leben zu führen.

Oftmals bemerken suchtkranke Frauen ihre Schwangerschaft erst sehr spät, da ihr Zyklus unregelmäßig ist und ihre Menstruation häufig ausbleibt. Eine Erinnerung an den „Erzeuger“ besteht nicht oder ist mit unangenehmen Gefühlen besetzt, da auch Gewalt häufig eine Rolle spielt. Zudem sind die Babies oft von Entzugssymptomen betroffen und leiden dadurch an Schlafstörungen, Störungen der Motorik und anderen Erkrankungen. Das wiederum hat Auswirkungen auf die emotionale Beziehung zwischen Mutter und Kind und verstärkt bei der Mutter das Grundgefühl immer zu versagen.

Mütter verschweigen oft lange ihre Sucht. Sie fürchten Verurteilungen durch ihr Umfeld, durch Nachbarn, durch Kindergarten oder Schule, durch Kollegen. Sie empfinden tiefe Scham und Schuldgefühle, weil es ihnen trotz bester Vorsätze nicht gelingt, ausreichend für die Familie zu sorgen. Sie haben Angst, das Sorgerecht zu verlieren wenn sie Hilfen für sich oder die Kinder in Anspruch nehmen. Insbesondere das staatliche Hilfesystem wird oft als Organ der Kontrolle und Strafverfolgung erlebt. Der Alltag ist für diese Frauen subjektiv von fast unerträglichem negativem Stress bestimmt. Der scheinbare Ausweg ist noch mehr Alkohol, noch mehr Medikamente, noch mehr Drogen.

3. Was geschieht in der Nachsorge?

In den letzten 3 Jahren haben wir 24 Mütter mit insgesamt 30 Kindern in der Nachsorge betreut. Die Frauen waren alkohol-, medikamenten - oder drogenabhängig, zwischen 19 und 45 Jahre alt, mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund und Bildungsstand. Sonderschulabsolventinnen ohne Berufsausbildung und ehemalige Heimkinder haben bei uns gelebt, aber auch Abiturientinnen aus scheinbar heilen gutbürgerlichen Familien. Sie sehen, eine große Spannweite in fast jeder Beziehung.

Ebenso weit gefächert ist das Alter der Kinder: die Mädchen und Jungen, die mit ihren Müttern bei uns gelebt haben oder noch bei uns leben sind zwischen einer Woche und 14 Jahre alt.

Ich werde Ihnen im Folgenden ein paar Eckpunkte unseres Konzeptes vorstellen, die sich an Mütter und Kinder richten.

3.1. Angebote für die Mütter

Zunächst erfolgt der Blick auf die Mütter, an die sich die Angebote der Nachsorge hauptsächlich richten.

Probleme und Schwierigkeiten der Kinder sollen über eine Veränderung im Verhalten der Mütter beeinflusst werden. Durch das stationäre Setting erhalten die Mitarbeiterinnen Einblick in den Familienalltag und die Mutter-Kind-Interaktion. Dadurch bieten sich viele Ansatzpunkte für Gespräche über Verhaltens- und Erziehungsfragen. Sowohl von den

Therapeutinnen als auch der Erzieherin werden praktische Erziehungshilfen gegeben. Dies reicht von konkreten Hinweisen zu Ernährung und Körperpflege bis hin zu Informationen über kindliche Entwicklung und altersangemessene Förderung. Die Mütter werden bei der Integration der Kinder in Kindergarten und Schule unterstützt; die Therapeutinnen bieten – in Absprache mit der Mutter – auch den ErzieherInnen und LehrerInnen Gespräche an. Falls notwendig und /oder gewünscht werden Kontakte zu Erziehungsberatungsstellen oder niedergelassenen KindertherapeutInnen hergestellt.

In den Gesprächsgruppen für Mütter bietet sich die Möglichkeit, das eigene Selbstverständnis als Mutter zu reflektieren. Hier soll ein Raum geschaffen werden, wo die Frauen ihre bereits erwähnten mütterlichen Schuld- und Schamgefühle aussprechen und sich mit ihnen auseinandersetzen können. Dies betrifft auch Situationen, in denen Mütter aufgrund der Suchterkrankung ihre Kinder vernachlässigt oder sogar körperlich misshandelt haben. Die Tatsache, dass innerfamiliäre Gewalt in der Regel ein generationsübergreifendes Phänomen darstellt, macht es notwendig, eigene Gewalterfahrungen zu reflektieren und damit die Grundlagen für eine eigene gewaltfreie Erziehungspraxis zu schaffen.

In diesem Zusammenhang wollen wir auch versuchen, die Mütter für Überforderungssituationen zu sensibilisieren. Diese Überforderungssituationen, die suchtkranke Frauen häufig erleben, sind oft der Auslöser dafür, dass Mütter ihre Kinder vernachlässigen oder misshandeln. Wenn sich die Frauen dieser Mechanismen bewusst werden, können sie auch das eigene ambivalente Verhalten gegenüber ihren Kindern, die Wechselbäder zwischen Ablehnung und Verwöhnung, besser verstehen. Ziel ist, dass die Frauen ihre mütterliche Verantwortung ohne die Last der Schuldgefühle annehmen zu können.

Ein weiterer Schwerpunkt liegt darin, die positiven Fähigkeiten und Ressourcen der Mütter herauszufinden und gezielt zu fördern. Besonders wichtig ist uns, dass die Frauen die Fähigkeit entwickeln, ihre eigenen Bedürfnisse und die Bedürfnisse ihrer Kinder wirklich wahrzunehmen. Eine Mutter, die das gelernt hat, ist in der Beziehung zu ihren Kindern weitaus handlungsfähiger. Sie kann Grenzen setzen, in Konflikten eher angemessene Lösungen finden und sich in Überforderungssituationen Entlastung verschaffen.

Nicht zuletzt können Mütter im Gespräch viel voneinander lernen. Gerade die Erfahrung, dass auch andere Mütter Krisen erlebt – aber auch überwunden haben, kann das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten zur Krisenbewältigung stärken.

3.2. Angebote für Kinder

Zielsetzung der Angebote für Kinder ist es, ihnen ein weitgehend normales Leben zu ermöglichen. Ebenso wie für die Erwachsenen ist eine Integration der Kinder in die unmittelbare soziale Umgebung angestrebt. Sie sollen Freundschaften eingehen können, Besuch empfangen dürfen und auf eine Schule oder in einen Kindergarten möglichst in der Umgebung gehen können. In Einzelfällen nimmt das Nachsorgezentrum Kontakt mit der Schule oder dem Kindergarten auf mit dem Ziel, die Integration zu fördern, Ausgrenzung zu vermeiden oder in Konfliktsituationen eine Lösung zu finden.

Wie ich vorhin darstellte, haben die Kinder häufig schon sehr frühzeitig Verantwortung tragen müssen. In der Nachsorge sollen sie die Möglichkeit bekommen, ein Stück Kindheit nachzuholen. Sie sollen hier die Erfahrung machen, dass ihre Mutter als Erwachsene die Verantwortung übernimmt und sie selbst gemäß ihres Entwicklungsstandes wahrgenommen und gefördert werden. Als Ansprechpartnerin für die einzelnen Kinder ist in der Regel die Bezugstherapeutin der Mutter zuständig.

Die Kinder werden an 3-4 Nachmittagen von einer Erzieherin betreut. Während dieser

Zeit können die Mütter an Therapie- oder sonstigen Angeboten des Hauses teilnehmen, sie können Ämtergänge erledigen, den unvermeidlichen Haushaltsverpflichtungen: Putzen, Spülen, Wäschewaschen nachkommen oder andere private Gänge erledigen. Die Kinder erhalten in der Gruppe altersentsprechende Anregungen zur Freizeitgestaltung, Unterstützung bei den Schularbeiten oder sie machen gemeinsame Unternehmungen und Ausflüge.

Je nach Alter und Entwicklungsstand haben die Kinder die Möglichkeit mit ihrer „Therapeutin“, in Einzelgesprächen oder in einer Gruppe über vergangene und gegenwärtige Erfahrungen sowie über alltägliche Sorgen und Nöte zu sprechen. Dies dient der Entlastung von der Verantwortung, die die Kinder lange Zeit in der Familie tragen mussten. Nach der langen Verpflichtung zum Schweigen müssen die Kinder behutsam ermutigt werden – oft zum ersten Mal – offen über ihre familiären Probleme ihre Enttäuschungen und negative Erfahrungen mit der Mutter zu sprechen.

Kinder wissen häufig nicht, wie sie die Verhaltensweisen ihrer suchtmittelabhängigen Mutter in ihren Erfahrungshorizont einordnen sollen. Sie verstehen weder, warum ihre Mütter sich so widersprüchlich verhalten noch haben sie ein Verständnis davon, dass die Mütter an einer Krankheit leiden. Kindgerechte Informationen über die Suchterkrankung, die Auswirkungen und Folgen können dem Kind helfen, das eigene Erleben und Erlebte besser einzuordnen und zu verstehen. Dies schließt auch Information über mögliche Rückfälle - und den Umgang damit - ein.

Von wichtiger Bedeutung ist die Einbettung in das Netzwerk sozialer Hilfen. Das Nachsorgezentrum arbeitet eng mit dem Jugendamt und anderen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe zusammen, die zuständigen Therapeutinnen nehmen an den Erziehungskonferenzen teil. In manchen Fällen bedürfen die Kinder weitergehender Hilfen. Wir unterstützen die Mütter dabei, Kontakt mit niedergelassenen Kinder- und Jugendlichentherapeuten, Erziehungsberatungsstellen oder sonstigen spezialisierten Institutionen aufzunehmen. Und natürlich regen wir die Frauen dazu an, niedrigschwellige Angebote wie Kurse an Elternschulen, Mütterzentren o.ä. zu besuchen.

Soweit zu den Eckdaten unseres Konzeptes.

4. Die Realität

Ich möchte es aber nicht bei dieser abstrakten Darstellung belassen, sondern Ihnen auch einen kurzen Eindruck von der Realität geben, von besonderen Problemen die sich hinter glatten Formulierungen verbergen können.

Und dafür möchte ich im Folgenden einige konkrete Erlebnisse aus unserem Alltag erzählen. In der Müttergruppe findet – wie wir schon gehört haben – eine Auseinandersetzung mit Scham- und Schuldgefühlen statt. Das Hingucken, die Realisierung, mein Kind wurde von mir vernachlässigt, enttäuscht oder sogar geschlagen, sollte die Basis sein auf der Veränderung stattfinden kann. Dies spiegelt natürlich nicht den mühsamen und belastenden Weg einzelner Frauen wider, sich – vor sich selbst und vor anderen – zu diesem Eingeständnis zu bekennen.

Wie schwer es ist, die Vergangenheit ehrlich zu sehen, wird in folgendem Zitat deutlich. Eine Frau, die mit ihrem 7-jährigen Kind zu uns kam, äußerte: „Mein Sohn hat viel erlebt in seinem kurzen Leben. Aber da war nicht der Alkohol vorrangig. Er hat viel Gewalt erlebt, das ist viel schlimmer. Ich hab nicht in der Ecke gelegen, ich hab meinen Sohn gut versorgt. Hier mach ich mir keine großen Vorwürfe.“

Oftmals wird eigentlich Schreckliches schöngeredet, so eine Frau, die mit ihren vierjährigen, hypermotorischen Kind bei uns wohnte: „Ich besaß früher eine wunderschöne Kneipe und war selbst mein bester Kunde. Mein Sohn war immer bei mir, es hat ihm eigentlich nichts gefehlt.“

Eine andere Frau hat 3 Kinder mit einer Alkoholembryopathie geboren; sie ist mit ihrem 4. Kind, 4 Monate alt, in der Nachsorge. Auch bei diesem Kind besteht der Verdacht auf eine Schädigung. Eine Tatsache, die die Mutter vehement bestreitet. Entsprechende ärztliche Hinweise nimmt sie (einfach) nicht zur Kenntnis.

Hinzusehen, was sie mit ihrem Verhalten ihren Kindern angetan haben, bedeutet für die Frauen – so auch ein Zitat – in einen Abgrund zu blicken. So viel Schuld auf sich geladen zu haben, ist oftmals mehr als sie ertragen können. Am Anfang ihres Lebens als erwachsene Frauen, haben sie sich vorgenommen, aus den Verletzungen, die ihre eigenen Eltern ihnen zugefügt haben, zu lernen. Sie wollten anders als ihre eigenen Mütter, gute Mütter sein. Sie wollten zeigen, dass sie die Mutterrolle erfolgreich ausfüllen können. Sie wollten ihr eigenes Selbstwertgefühl durch ein Kind stabilisieren und dem Kind das Selbstbewusstsein vermitteln, das sie selber nie hatten. Und jetzt müssen sie feststellen: sie haben – wie immer in ihrem Leben – auch diesmal wieder versagt.

Im Gespräch unter den Müttern wird auch versucht, das eigene Kind möglichst problemlos erscheinen zu lassen. Gnadenlose Kommentare der anderen Frauen wie: "Du bist nicht in der Lage, ein Kind zu versorgen" bis hin zu „Du hättest wohl besser abgetrieben“, machen es nicht leicht, eigene Fehler zuzugeben. Es ist nicht erstaunlich, dass solche Gespräche oft mit massiven Anfeindungen und gegenseitigen Schuldzuweisungen enden. Das eigene Kind wird schöngeredet und ist natürlich viel weniger gestört ist als das der Mitbewohnerinnen.

Ein Selbstschutz der Mütter – der auch bei nicht Suchtkranken so funktioniert. Bei uns sind aber Therapeutinnen dabei, die versuchen unter den Frauen eine größere Solidarität herzustellen. Denn gerade bei so schwierigen Fragen, inwieweit Mütter durch ihre Sucht die Kinder vernachlässigt haben, ist Solidarität wichtig.

Mit viel Behutsamkeit und Einfühlsamkeit begleiten die Mitarbeiterinnen die Mütter auf ihrem Weg, ehrlich in die Vergangenheit zu blicken. Wir wissen, dass zu diesem Rückblick sehr viel Mut gehört. Ziel der therapeutischen Begleitung ist, die Frauen zu stützen, wenn sie auf die Scherben des bisherigen Lebens zurückblicken und ihnen zu helfen trotz alledem Zuversicht und Selbstvertrauen für ihr zukünftiges Leben zu gewinnen. Von wesentlicher Bedeutung ist die Stabilisierung des Selbstwertgefühls. Hinsehen, akzeptieren, verändern und lernen auch Hilfen und Förderungsangebote anzunehmen, sind die Ziele des Aufenthaltes in unserer Einrichtung.

Uns freut es natürlich sehr, wenn wir sehen, dass unser Engagement sich gelohnt hat. Zum Beispiel, wenn eine Mutter in der Nachsorge sich – wie unlängst geschehen - so äußert: „Wir haben ganz neu angefangen, Mutter und Kind zu sein. Ich geh anders auf meinen Sohn ein, ich hinterfrage, wo jetzt Defizite sind, die ich nachholen muss. Auch wenn ich es erst nicht zugeben wollte, ich hab ihn ja vernachlässigt. Besonders was Liebe und Zuneigung angeht.“

Oder wenn eine Mutter ihr eigenes Verhalten im Nachhinein folgendermaßen reflektiert: „Man kann dem Kind nicht soviel Aufmerksamkeit geben, wenn man trinkt. Man denkt immer, er merkt das nicht, aber Kinder merken mehr als man denkt. Jetzt versuch' ich das Ganze wieder aufzuholen, ihm mehr Aufmerksamkeit zu geben, mehr für ihn da zu sein.“

Allerdings – und das muss man bei allem Optimismus leider auch betonen – es gibt auch Mütter, die bis zum Ende des Aufenthaltes in unserer Nachsorge bei ihrer Darstellung bleiben: „Mein Kind hat nichts gemerkt“.

Das Nachsorgezentrum arbeitet eng mit dem Jugendamt zusammen. Darüber sprechen wir mit den Müttern und da nehmen wir eine klare Haltung ein: das Wohl des Kindes hat die höchste Priorität. Falls es sich zeigt, dass eine Mutter – trotz Unterstützung – nicht in der Lage ist, sich ausreichend um ihr Kind zu kümmern, weil sie wieder rückfällig wird, durch die Erziehung chronisch überfordert ist oder einfach keinen positiven Kontakt zu ihrem Kind aufbauen kann, informieren wir das Jugendamt. Es muss darum gehen, für die Zukunft des Kindes die beste Lösung zu finden.

In den letzten Jahren erfolgte zweimal eine Trennung von Mutter und Kind. In dem einen Fall war dies ein schmerzhafter Prozess für die Mutter und außerordentlich belastend auch für die Mitarbeiterinnen: Die Mutter war aufgewachsen bei ihrer jüdischen Großmutter- einer Holocaust-Überlebenden. Dieses schwere Erbe führte bei der Klientin zu einer Unfähigkeit, Gefühle und Bedürfnisse bei sich selbst und bei ihrem Kind wahrzunehmen und zu befriedigen. Belastet war die Mutter darüber hinaus durch eine Epilepsieerkrankung. Die Vernachlässigung des Kindes und wiederholte Rückfälle führten dann zu einer Trennung von Mutter und Kind.

In dem anderen Fall kam die Mutter zu einer realistischen Selbsteinschätzung. Sie wusste, dass sie ihrem Kind nicht das geben konnte, was es braucht, um zu einem glücklichen, selbstständigen Menschen heranwachsen zu können. Hier vollzog sich ein ebenso erstaunlicher wie positiver Lernprozess: gerade der persönliche Verzicht auf ein Kind, das sie lieb hat, hat der Frau selber und ihrer Umgebung gezeigt, dass sie eine gute Mutter ist.

Sie sehen, mit welcher unterschiedlichen und schwerwiegenden Problemen unsere Frauen zu kämpfen haben. Und Sie haben gehört, mit welchen verschiedenen Hilfsangeboten wir unsere Klientinnen und ihre Kinder unterstützen.

Damit bin ich eigentlich wieder am Beginn meiner Rede angelangt. Nämlich bei unserer Stifterin Wilhelmine Mutzenbecher. Sie hat die Martha Stiftung gegründet. Und ich hoffe sehr, dass auch in Zukunft trotz aller Sparzwänge und Sparmaßnahmen, die ja gerade den Frauen – und den Suchtbereich betreffen, dieses wichtige Hilfsangebot erhalten bleiben wird.

Auch wenn wir hier in der Nachsorge in erster Linie die Frauen und Mütter unterstützen wollen – es geht dabei auch um das Wohlergehen der Kinder. Die Spirale der Sucht und der Gewalt pflanzt sich in der Sozialisation von Kindern immer weiter fort und wird von Generation zu Generation weitergegeben. Es geht auch darum, dass diese Kinder nicht zwischen Gewalt und Verwahrlosung, sexuellem Missbrauch und seelischer Verkrüppelung aufwachsen, wie viele der Mütter. Wir wissen: Kinder sind die Zukunft. Sie tragen und geben das weiter, was sie selbst erlebt haben.

In diesem Sinne begleitet uns bei unserer Arbeit ein Satz des Philosophen und Nobelpreisträgers Albert Camus.: „Das Erschütternde ist nicht das Leiden der Kinder an sich, sondern der Umstand, dass sie unverdient leiden“, hat er gesagt und: „wenn wir nicht eine Welt aufbauen können, in der Kinder nicht mehr leiden, können wir wenigstens versuchen, das Maß der Leiden der Kinder zu verringern.“

Und dafür wollen wir arbeiten!



MARTHA STIFTUNG

...seit 1849 im Dienste der Diakonie

Eilbeker Weg 86
22089 Hamburg
Tel. (040) 20 98 76 - 0
Fax (040) 20 98 76 - 99
info@martha-stiftung.de
www.martha-stiftung.de